

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Eine Undine.

Von André Theuriet. Deutsch
von Natalie Rümelin.

(Fortsetzung.)

Aber in den nächsten Tagen erschien Evonyme wieder; er steifte sich darauf, an ihren Gesprächen und Spaziergängen Teil zu nehmen. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, er könne ihnen zu viel sein oder sie stören. Voll von seinen Aufopferungsplänen und fest entschlossen, zu verschwinden, sobald seine Anwesenheit ein Hindernis für das Glück seiner Freunde würde, hielt er sich beinahe für berechtigt, auch sein Teil von dem Zauber und der Schönheit Antoinettes mitempfinden zu dürfen. War es, Alles in Allem, eine so große Sünde, die Brosamen aufzulesen von einem Festmahl, das sein Freund das ganze Leben lang genießen konnte? Als ehrerbietiger und bescheidener Gast würde er seine Wirte nicht belästigen und sich beim Nachtsch zurückziehen. Er sah in dieser Duldung etwas wie eine Entschädigung und Belohnung für seine Selbstverleugnung; so nahm auch manchmal, wenn er als Dritter bei den beiden Liebenden war, seine Entfugung eine ergebene und elegische Miene an, die höchst komisch war. Manchmal stieß er während eines Spazierganges, wenn Antoinette am Arm ihres Bräutigams ging, tiefe Seufzer aus, hielt sich augenfällig entfernt und warf seinen Freunden einen traurigen Blick zu, der sagte: „Gut, seid glücklich, ohne Euch um mich zu kümmern. Ich habe auf Alles verzichtet.“ Oder er versiel ins Gegenteil und überschüttete in einem Anfall von Galanterie Antoinette mit einer Fülle von Aufmerksamkeiten, nahm selbst vor Fremden eine solche Duldermiene an und benahm sich so als cavalierservent, daß wol Antoinette sich darüber belustigte, allein auf Jacques' Stirne sich dunkle Wolken zusammenzogen. Wenn er dann seine Ungeschicklichkeit bemerkte und wieder gut machen wollte, bemächtigte er sich des Forstmeisters, schwor ihm unveränderliche Freundschaft und schloß seine bewegten Versicherungen mit einem Händedruck, der sich ungefähr so übersetzen ließ: „Beruhige Dich, es ist vorbei, ich habe entsagt.“

Diese Opfermiene, dieses platonische Gurren und dies ersticke



Junge Digeunerin. Von H. Schläpfer.

Seufzen machte Jacques ungeduldig und brachte ihn beinahe zur Verzweiflung.

„Wird Evonyme noch nicht bald nach Paris gehen?“ frag er eines Abends Antoinette.

„Ich hoffe nicht, daß er vor unserer Hochzeit geht,“ erwiderte sie; als sie dann sah, wie Jacques' Gesicht sich verlängerte, rief sie lachend aus: „Nergert Dich das? Du wirst doch nicht etwa eifersüchtig auf Evonyme sein?“

Jacques machte sie, ohne die letzte Frage zu beantworten, darauf aufmerksam, daß die Beharrlichkeit, mit der sich Ormancey stets zwischen sie dränge, doch mindestens rücksichtslos sei. „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „kann dies auch Veranlassung zu unangenehmen und boshaften Auslegungen geben; Evonyme müßte dies einsehen.“

„Bah!“ sagte Antoinette, von Widerspruchsgelst ergriffen, „das ist eine kleinstädtische Ansicht! Mein lieber Jacques, was brauchen wir uns um den Klatsch von Auberive zu kümmern? Uebrigens dient uns Evonyme zum Begleiter. Würdest Du es passender finden, wenn wir draußen stets allein gesehen würden?“

„Du hast nicht so gedacht,“ bemerkte Jacques streng, „als Du vor meiner Rückkehr mit Ormancey allein spazieren gingst.“

Antoinette konnte es nicht ertragen, wenn man sie in Widerspruch mit sich selbst setzte; statt aller Antwort zuckte sie leicht die Achseln. Nun war Jacques seinerseits geärgert und gekränkt.

„Ich bitte Dich, sorge, daß Evonyme Vernunft annimmt.“ Und als er auf dem Antlitz des jungen Mädchens neue Zeichen der Ungeduld bemerkte, fügte er gebieterisch hinzu: „Ich wünsche, daß dies Alles aufhöre.“

Antoinette erbebte bei diesem herrischen Ton; sie wurde rot und warf Jacques einen herausfordernden Blick zu.

„Mache Deine Bestellungen selbst,“ sagte sie kurz. Kaum waren diese Worte ihren Lippen entflohen, so bereute sie auch schon, sie ausgesprochen zu haben. Der Forstmeister war erblaßt und seine Augen hatten einen so tieftraurigen Ausdruck angenommen, daß es das Herz des jungen Mädchens ergriff. Sie sah diesen trostlosen Blick und warf sich, von Neuem erfasst, in Jacques' Arme und rief: „Verzeih mir! ich habe Dir weh gethan, ich bin so schlecht!“ Er drückte ihr stumm die Hand und lächelte.

„Ja,“ fuhr sie schalkhaft bittend fort, „ich bin schlecht; aber ich bitte Dich, sprich nie mehr so hart mit mir, wie eben; meine böse leidenschaftliche Natur, die sich gegen jede harte Rede auflehnt, fügt sich jedem zärtlichen Wort. Ich bitte Dich, sei sanft und geduldig gegen mich. Ich werde dafür auch mein Möglichstes thun, um besser zu werden.“

Er versprach es ihr und küßte lange und innig ihre kleinen Hände. Dann lehrte das Lächeln auf Antoinettes Lippen zurück, sie schlug ihre schönen, stehenden, liebevollen Augen zu ihm auf. „Versprich mir noch,“ fügte sie hinzu, „daß, wenn wir uns je noch einmal zanken sollten, Du die Sonne nicht untergehen läßt über unserem Zorn.“

Der Friede war geschlossen, allein unglücklicherweise war er nicht von Dauer. Evonyme kam wieder und fuhr fort, sich als unverständener und geopferter Liebender zu geben. Antoinette empfing ihn mit mehr Zurückhaltung, allein der philosophische Drmancey schien es nicht zu bemerken und fuhr fort zu seufzen. Die gerunzelten Brauen und die verdrießlichen Miene Jacques' kamen wieder zum Vorschein, allein diesmal beklagte er sich nicht; er wurde schweigsam und die Eifersucht drang tropfenweise in sein Herz. Er erinnerte sich seiner ersten Vermutungen, der täglichen Anwesenheit Drmancey's in der Seilerstraße, des Abends in der Heuernte im Thal Germaine, der zögernden Antworten Drmancey's, als er ihn über seine Liebe zu Antoinette ausfragte. All diese Erinnerungen quälten und verdüsterten ihn. Das junge Mädchen bemerkte seine üble Laune und wurde ungeduldig darüber.

Aufs neue von einer schlimmen Eingebung ergriffen und der launischen Kühnheit folgend, die sie stets am Rande des Abgrundes vorwärts trieb, begann sie aufs neue ihr kindisch kokettes Spiel mit Evonyme zu treiben. Die Wolken zogen sich immer dichter zusammen, aber Drmancey schien noch immer nichts zu merken; es war dringend nötig, daß Celine, die klarer sah als er, und die von der Wendung der Dinge erschreckt war, sich entschloß, ihm die Augen zu öffnen. Als er eines Tages ganz vergnügt ankam, wurde er im Garten durch die treue Magd empfangen, die ihm nichts vorenthielt, was sie auf dem Herzen hatte. „Hören Sie,“ fing sie an, „da wir gerade unter vier Augen sind, muß ich Ihnen etwas sagen, und zwar, daß Sie uns noch böse Rüsse zu knacken geben werden, wenn Sie ihr Girren nach Antoinette in dieser Weise fortsetzen. Voriges Jahr, als ihr Herz noch frei war, hätten Sie ihr den Hof machen sollen; heute hat sie einen Geliebten und Alles ist verloren. Sie müssen sich aus dem Staube machen und nach Paris gehen, je bald, je besser.“ Und als Evonyme, der seine unschuldigen Augen weit aufreiß, sich verteidigen wollte, fuhr sie fort: „Schon gut, ich weiß ja, daß Sie sich nichts Böses dabei denken, allein man muß nicht mit dem Feuer spielen. Wenn Antoinette, die noch ein Kind ist, die Sache nicht ernsthaft auffaßt, so ist dafür Herr Jacques um so weniger blind und nachsichtig, und es wird ein schlimmes Ende nehmen. Nun liebt ihn aber Antoinette, und deshalb dulde ich nicht, daß man ihn Kummer bereite. Und darum,“ sie öffnete die Thüre so weit wie möglich, „habe ich mir erlaubt, Ihnen ganz offen zu sagen, wie die Sachen stehen. Ein Gewarnter gilt für zwei!“

Evonyme ging niedergeschlagen von dannen. „Dies brave Mädchen hat Recht,“ dachte er, „ich spiele ein häßliches Spiel, die Stunde des Opfers hat geschlagen.“ Er beschloß, sich zu entfernen und begann mit den Reisevorbereitungen, sobald er in der Meierei angelangt war; aber es war eine der Wunderlichkeiten Evonyme's, daß er nie etwas schlechtweg thun konnte. Die ernsteste Begebenheit mußte er etwas theatralisch aufputzen, gewissermaßen in Scene setzen. So hatte er sich wol darein ergeben, sich zu entfernen, allein das Alltägliche seiner Abreise sollte durch irgend einen poetischen Neben- umstand verhüllt werden. Nach langem Suchen fand er, was er brauchte. Der Geburtstag Antoinettes war am 20. September, und gerade an diesem Tag sollte der Ball in Arc stattfinden, auf den das junge Mädchen so gerne gegangen wäre. Er setzte auch seine Abreise auf diesen Tag fest und besorgte eine Einladung für Herrn von Lisle und seine Tochter, die er couvertiert in die Seilerstraße schickte. Dann stellte er folgendes Programm auf: er wird seine Freunde auf das Fest in Arc begleiten, während des Balles sich von der Musik berauscht erheben, dann die Hände der Verlobten drücken, ihnen seine feierlichen Glückwünsche darbringen und während der melodischen Klänge der Musik entschwinden.

Am 20. September kam Antoinette strahlend in den Garten herab. In und außer ihr war Alles fröhlich: das Wetter klar, der Wind mild, die Sonne lächelnd. Jacques liebte sie, ihrer Verbindung stand kein Hindernis entgegen, und ihre Hochzeit sollte in den ersten Oktobertagen stattfinden. Nie war ihr das Leben unter so reizenden, rosigen Farben erschienen. Nach dem Frühstück kamen Evonyme und Jacques, man machte etwas Musik. Gleich darauf brachte Celine einen an Antoinette adressierten Brief; diese zerriß rasch das Couvert: „Eine Einladung für den Ball in Arc,“ rief sie, in die Hände klatschend, „und ich habe gerade ein passendes Kleid!

Wer hat mir diese angenehme Ueberraschung bereitet? Du bist es, Jacques,“ und sie wandte sich dem Forstmeister zu, „Du hast meinen Wunsch erraten! ich danke Dir!“

Jacques war betäubt geworden. „Nein,“ antwortete er, „der Gedanke kommt nicht von mir. Ich dachte um so weniger daran, als ich mich heute Abend mit Herrn von Lisle bei dem Notar einfinden muß, der unseren Heiratscontract aufseht.“

„Ach!“ sagte das junge Mädchen enttäuscht und warf die Einladung aufs Klavier, „wer hat dann diesen Einfall gehabt?“

Evonyme nahm eine geheimnißvolle Miene an und lachte verstohlen.

„Sie sind es, Evonyme,“ fuhr sie mit leichtem Aerger fort; „nun gut, Sie werden von ernstesten Geschäften nicht in Anspruch genommen und geruhen, sich zu der frivolsten Menschheit herabzulassen!“

Drmancey gestand bescheiden, daß er der Urheber der Ueberraschung sei. „Ginge es nicht an,“ fügte er hinzu, „diese geschäftliche Zusammenkunft auf morgen zu verschieben? Ich will mit Herrn von Lisle darüber reden, und wenn er Ja sagt, führe ich Euch in einem Gesellschaftswagen, der vor der Thüre wartet, hin.“

Jacques schweig. Evonyme ging hinaus. Die beiden Liebenden blieben allein. Antoinette trommelte zerstreut auf dem Deckel des Klaviers; Jacques ging mit zusammengezogenen Brauen in düsterer Stimmung auf und ab. Plötzlich erhob er den Kopf, blieb vor dem Mädchen stehen und sagte mit ernster Stimme: „Ich habe eine Bitte an Dich zu richten: bringe mir das Opfer, auf diese Vergnügungspartie zu verzichten!“

„Nein!“ lautete die ungestüme Antwort, „das ist der reinste Egoismus; ich begreife wol, daß Du Dich ärgerst, Deinen Abend langweiligen Geschäften opfern zu müssen, aber das ist kein Grund, Anderen zuzumuten, daß sie sich ohne Dich langweilen sollen.“

„Es wird wie gewöhnlich nach acht Tagen ein zweiter Ball stattfinden, auf den ich Dich selbst führen werde,“ murmelte er und gab sich Mühe, ruhig zu sprechen, „es wäre also nur ein aufgeschobenes Vergnügen; es scheint mir übrigens passender, daß Du dies Vergnügen mit mir, statt mit Evonyme genießest.“

„Und warum denn?“ frug sie herausfordernd. „Ich kann Dich versichern, daß Evonyme ein sehr aufmerksamer und achtungsvoller Cavalier ist.“

„Ich zweifle nicht an der Achtung Evonyme's; aber wie ich Dir schon bemerkte, ist bei der jetzigen Lage der Dinge selbst seine Zuverlässigkeit zudringlich und compromittierend.“

„Compromittierend!“ Antoinette brach in ein erzwungenes Gelächter aus. „Du fällst wieder in Deine eifersüchtigen Einbildungen zurück. Mein lieber Jacques, diese Eifersucht ist vollkommen lächerlich.“

„Lächerlich oder nicht,“ sagte Jacques mit unterdrücktem Zorn, „sie ist einmal da und ich leide unter ihr, und ich beschwöre Dich, ein solches Spiel nicht weiter zu treiben.“ Antoinette zuckte die Schultern und fuhr fort, aufgeregter auf das Klavier zu klopfen. „Und,“ setzte der Forstmeister mit bewegter Stimme hinzu, „wenn meine Bitten nicht die Macht haben, Dir dies kleine Opfer zu entreißen, so füge ich hinzu, daß ich es im Namen unserer Liebe von Dir fordere.“

Sie drehte sich rasch um und warf Jacques einen sturmdrohenden Blick zu: „Und ich werde solche Forderungen nie erfüllen!“

„Sieh Dich vor!“ antwortete er mit scheinbarer Kälte; „ich werde glauben, daß Dein Wunsch, Evonyme zu gefallen, größer sei, als Deine Furcht, mir zu mißfallen. Dein Widerstand nimmt eine eigentümliche Gestalt an.“

„Und Deine Beharrlichkeit,“ rief Antoinette mit zornblitzenden Augen, „ist eine beleidigende Verdächtigung, die ich nicht ertragen will!“

Jacques stand mit dem Rücken ans Kamin gelehnt. Seine Augen hatten einen beinahe wilden Ausdruck angenommen und schienen schwärzer als je. Die eine Hand zerrte unter dem Rock wütend an der Weste. Hestiger Zorn und bittere Traurigkeit hatten sich seiner bemächtigt. Noch einmal versuchte er, sich zu mäßigen. „Antoinette,“ flüsterete er, die im Zimmer herrschende Stille unterbrechend, „ich beschwöre Dich, spiele nicht so mit meinem Herzen. Es ist nicht möglich, das auszuweichen, was ich leide!“

Sie betrachtete einen Augenblick die entstellten Züge Jacques' und zitterte. Noch ein Wort weiter, ein liebevoller Blick, eine ausgestreckte Hand und Antoinette hätte sich voll Neue in seine Arme geworfen. Unglücklicherweise bemerkte Jacques diesen ersten Hauch von Rührung nicht, sondern fuhr, ohne aufzusehen, mit gebrochener Stimme fort: „Höre, dies ist sehr ernst, und ich bitte Dich, ernsthaft nachzudenken, ehe Du antwortest. Wenn Du darauf bestehst, diesen Ball zu besuchen, fügt Du mir eine tödliche Beleidigung zu, und ich verlasse dieses Haus, um niemals wiederzukommen!“

Alles war zu Ende; der böse Geist des Zorns und der

Empörung trug in Antoinettes Herz den Sieg davon. Sie warf den Kopf hochmütig zurück und ihre Augen nahmen eine unruhige Färbung an, die Sturm verkündigte. „Wie Du willst!“ sagte sie; „ich gebe Drohungen niemals nach!“ „Antoinette!“ . . . Und Jacques machte ein paar Schritte nach der Glashüre zu.

„Geh,“ fuhr sie fort, ohne sich umzuwenden, „wenn Dein Herz Dich gehen heißt, so gehe!“

„Lebe wol dem!“ rief er mit schmerzlichem, aber festem, entschlossenem Ton und ging durch den Garten fort.

Bleich, unbeweglich wie eine Bildsäule, mit starrem Blick und fest aneinandergedrückten Händen hörte sie den Sand knirschen unter den Füßen Jacques', der sich entfernte. Als sie nichts mehr hörte, wandte sie sich um und sah die Einladungskarte auf dem Klavier liegen; sie ergriff sie und zertrümmerte sie zornig zwischen den Fingern.

Im selben Augenblick öffnete sich die Thüre des Zimmers, Evonyme trat ein mit strahlendem Antlitz und rief: „Es ist ausgemacht, man verschiebt das Geschäft auf morgen, und ich führe Euch in meinem Wagen . . .“

Er hielt inne, als er Antoinettes erschüttertes Antlitz sah: „Aber mein Gott, was haben Sie? Wo ist Jacques?“

„Jacques hat sich entfernt, und Sie können ihm folgen, denn ich gehe nicht zum Ball.“

„Wie,“ stotterte er verblüfft, „Sie verzichten darauf? . . . Und ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um Ihnen diese Einladung zu verschaffen!“

„Ihre Einladung!“ sagte Antoinette heftig. „Sehen Sie, was ich mit ihr mache!“

Sie zerriß die Karte, Thränen der Wut in den Augen, und warf die Stücke zur Erde.

Evonyme starckte sie verwundert an, ohne sie zu verstehen. „Aber himmlische Güte,“ murmelte er endlich, „was gibt's denn?“

„Nichts als daß mich Ihre Besuche langweilen, daß mich Ihre Aufmerksamkeiten belästigen . . . Seit Ihrer Ankunft haben Sie nichts als Ungeschicklichkeiten begangen und mir Unannehmlichkeiten bereitet . . . Ich bin dessen müde, schrecklich müde und bitte Sie, mich in Ruhe zu lassen.“

Der Aermste verdrehte bestürzt die Augen und machte stehende Bewegungen; beim ersten Worte, das er zu sagen versuchte, verdoppelte sich der Zorn des jungen Mädchens.

„Lassen Sie mich!“ rief sie, „Sie sind mir unerträglich! Ich hasse Sie, verstehen Sie mich? Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Sie stampfte heftig auf den Boden und ihre blassen Lippen bebten. Drmancey wich erschrocken zurück, aber Antoinette schien ihn nicht zu sehen; sie öffnete die Thüre und verschwand und ließ Evonyme in trauriger Betrachtung bei den Ueberresten seiner unseligen Einladung zurück.

VII.

In ihr Zimmer eingeschlossen brach Antoinette in Schluchzen aus. In dem Ausbruch ihres Kummers lag ein sonderbares Gemisch entgegengesetzter Gefühle: Groll und Reue, Scham und Aerger. Der Zorn grollte unter den Thränen, wie sich bei einem heftigen Gewitter der Regen mit den Donnerschlägen mischt. Sie war trostlos, die Sache bis zum Neujahr getrieben zu haben, aber in der Tiefe ihrer leidenschaftlichen Natur zürnte sie heimlich und lehnte sich noch immer auf. Alles, was sich begeben hatte, schien ihr ein häßlicher Traum. Sie konnte nicht glauben, daß Jacques grausam genug sei, um seine Drohungen auszuführen. „Er liebt mich zu sehr,“ dachte sie, „und wird zuerst wiederkommen.“ Beim leisesten Geräusch erbebt sie. . . Sie lehnte sich aus dem Fenster. Die Sonne ging in regnerischem Nebel unter, der Wind beugte ungestüm die geräuschten Wipfel der Bäume im Garten. „Er kommt,“ sagte sie, „es ist unmöglich, daß er nicht kommt.“ Aber es blieb still im Hause; die Nacht sank herab, die Lichter aus dem Dorfe begannen durch den Regen zu schimmern. Gegen zehn Uhr hörte Antoinette Herrn von Lisle nach Hause kommen, der sehr übler Laune war und sich sehr laut beklagte, daß Herr Duhour ihn beim Notar vergeblich habe warten lassen. . . Nach und nach verstummten die Stimmen, Celine schloß die Fenster und Stille herrschte im Hause. Das junge Mädchen empfand einen grausamen, herzerreißenden Schmerz, Verzweiflung erfaßte sie, und ihre Thränen strömten aufs neue.

Sie verbrachte die Nacht schlaflos. Während der Wind klagte und ihr vertheidendes Glück zu beweinen schien, drangen die Erinnerungen der letzten sechs Monate in Menge auf sie ein, und die Bilder der Vergangenheit machten ihr noch grausamer fühlbar, wie groß der Platz war, den Jacques in ihrem Dasein einnahm, welche tiefe Wurzeln diese Liebe in ihrem Herzen geschlagen hatte. Sie litt um so tiefer, als sie des Leidens ungewohnt war. Zum ersten Mal war ihr leidenschaftlicher Wille auf ein furchtbares Hindernis gestoßen und gebrochen zurückgefallen. Als es Tag wurde, dachte sie, Jacques habe, um die Lehre eindringlicher zu machen, den Morgen abgewartet, um zu kommen. Sie wollte hoffen bis

zum Ende. Es widerstand ihr, die Vorwürfe ihres Vaters über sich ergehen zu lassen. Sie ließ deshalb sagen, sie sei unwohl und wünsche zu schlafen. Dann begann ihre Erwartung aufs neue mit demselben Wechsel von Angst und Verzweiflung. Endlich konnte sie es nicht mehr aushalten und setzte den letzten Rest von Stolz bei Seite und schrieb an Jacques. Der in Eile hingeworfene Brief enthielt ihr ganzes Herz, all ihre Liebe. Sie demüthigte sich, sie klagte sich an und flehte. „Verzeih mir,“ schrieb sie, „ich habe Unrecht gehabt und bin dafür gestraft. ... Ich leide! Du, der Du so stark bist, sei auch gut und kehre zu Deiner Undine zurück, die fern von Dir im Kummer vergeht.“

Geline lief selbst mit dem Briefchen nach dem Wirtshaus.

„Herr Jacques Duhour,“ sagte die Wirtin, „ist heute Nacht abgereist. Er muß schlechte Nachrichten bekommen haben, denn er schien ganz verstört zu sein, und als ich an seinem Zimmer vorbeiging, habe ich ihn ganz deutlich weinen hören. Als er in den Wagen stieg, war er weiß wie ein Tuch und so zerstreut, daß er vergessen hat, uns seine Adresse anzugeben.“

Die bekümmerte Geline vermutete, er sei wieder zu seiner Familie zurückgekehrt; eilig setzte sie noch die Adresse Jacques' in L. ... auf das Couvert und entschloß sich, den Brief auf die Post zu bringen. „Er bekommt ihn morgen,“ dachte sie, „und kann mit einem Telegramm antworten; bis dahin werde ich seine Abreise Antoinetten verheimlichen.“

Und so wanderte der kleine Brief, der das Geschick und alle Hoffnungen der armen Undine in seinen Zeilen barg, von Hand zu Hand bis zu dem Waggon des Sitzzugs, der ihn nach L. ... bringen sollte. Die ganze Nacht durchlief er Felder, Ebenen und Wälder, bald in einem rumpeligen Postwagen geschüttelt, bald von der dampfenden Lokomotive fortgezogen. In L. ... wußte man von der Abreise Jacques' nichts und schickte den Brief nach Auberive zurück, wo ihn der Briefträger eines Morgens ganz feucht auf den Schenkeltisch im Wirtshaus niederlegte. Diesmal begnügte sich Madame Pitouf ohne weiteres damit, das Billethen Antoinettens den Dienstbriefen beizugesellen, die auf dem Tische des Forstmeisters aufgehäuft lagen. Dort ruhte der kleine Brief vergessen, während in dem Hause in der Seilerstraße Antoinette wartete und sich in Angst verzehrte.

Als Evonyme die plötzliche Abreise seines Freundes erfuhr, wurde er von Gewissensbissen ergriffen und wollte mit einer solchen Last auf der Seele nicht allein bleiben. Er fühlte sich für diese traurige Lösung verantwortlich. Er eilte ganz zernüchert nach dem Hause des Herrn von Lisle und war entschlossen, als Buße die grausamsten Vorwürfe von Antoinette geduldig hinzunehmen, aber seine Furcht war überflüssig gewesen. Sie reichte ihm ihre eisige Hand, ein bitteres Lächeln flog für einen Augenblick über ihre blassen Lippen und dies war Alles; sie schien seine Anwesenheit im Hause kaum zu bemerken. Ganz anders wurde er von Herrn von Lisle empfangen. Dieser hatte einst die Hoffnung gehegt, Antoinette und Evonyme mit einander verheiratet zu sehen, und die Flucht Jacques Duhour' hatte soeben diese auf kurze Zeit erloschene Hoffnung neu belebt. Drmancey wurde wie ein Erlöser von ihm angesehen und ihm entsprechend behandelt. Herr von Lisle dankte laut dem Himmel, der ihn vor einem so widerwärtigen Schwiegersohn, wie dieser Griesgram von Forstmeister, bewahrt habe. Seine Tochter habe Besseres bei der Hand, sie brauche sich nur zu bücken, um es aufzuheben. Er wiederholte dies Jedem, der es hören wollte und machte sich auch kein Gewissen daraus, vor dem jungen Mädchen davon zu sprechen. Antoinette vernahm diesen Schwall unnützer Worte mit Gleichgültigkeit. Alle Fähigkeiten ihres Geistes waren in der Erwartung konzentriert, und ihre Seele klammerte sich an eine letzte Hoffnung: die Antwort Jacques' auf ihren letzten Brief. Es schien ihr unmöglich, daß er ihn lese und nicht beantworte. Wenn er diese so demüthigen, von Schmerz und Leidenschaft durchdrungenen Zeilen lese, würde er sich erweichen lassen und wiederkehren. In dem Augenblick, wo sie es am wenigsten erwartete, würde sie Schritte hören, sich umdrehen und ihn plötzlich vor sich sehen, bleich und bewegt wie an jenem Abend, als er ihr in dem durch Kisten und Pakete versperrten Salon so ungestüm seine Liebe erklärt hatte. Oft wenn sie im Garten spazieren ging, sagte sie zu sich selbst: „Ich werde ihn vielleicht bei der Biegung der Allee sehen.“ Manchmal sogar schien es ihr, als ob eine wolbekannte Stimme hinter ihr „Antoinette“ flüstere. Dann wandte sie sich zitternd um, und die Enttäuschung gab ihr einen Stich ins Herz.

Um die Zeit der Briefausgabe steigerte sich ihre tödtliche Angst noch mehr. Jeden Morgen beobachtete sie hinter dem Hofthor den Postboten. Endlich kam der lang erwartete Brief. ... Ach! er endete wol all ihre Angst, aber auch all ihre Hoffnungen. Fieberhaft entfaltete sie das Bille Jacques' und dann mußte sie sich einen Augenblick am Gitter festhalten. Die kurzen, regelmäßigen Zeilen waren von einer festen

Hand geschrieben und zeigten die große, klare Schrift, die sie so sehr geliebt hatte. Das Briefchen trug weder Datum noch Ortsangabe und lautete:

„Gnädiges Fräulein! Die letzte Unterhaltung, die wir zusammen führten, hat mich davon überzeugt, daß meine Anwesenheit Ihnen lästig war, und daß Sie Ihre Freiheit wieder zu erlangen wünschten. Ich habe Ihnen nicht mehr länger beschwerlich fallen wollen und habe mich entfernt. Sie sind frei. Ich schreibe an Herrn von Lisle, um mein Wort zurückzunehmen. Ich verlange nur noch Schweigen und Vergessenheit.“

Jacques Duhour.“

Also dies war seine Antwort auf den liebevollen Brief, in dem sich Antoinette so zärtlich vor ihm gedemüthigt hatte. Er war abgereist! Er war ohne Zweifel nach L. ... zurückgekehrt, zu seiner Familie und dem jungen Mädchen, mit dem man ihn hatte verheiraten wollen. Sie richtete sich auf von dem niederschmetternden Schläge und dem Gefühle des Verlassenseins. Sie suchte Herrn von Lisle auf, der in der Küche rauchte, legte den offenen Brief vor ihn hin und ging, ohne ein Wort zu sagen, in ihr Zimmer hinauf. Es war, als ob eine Umwälzung in ihr stattfände. Wie mit einem Hauche hatte der Zorn in ihr alle Milde, Reue und Demut hinweggeweht.

Die phantastische, heftige Undine war wieder erstanden mit ihrem Stolz, ihrer Empörung und ihren Leidenschaften. Sie holte ein Kästchen hervor, in dem sie alle Briefe Jacques' und all die kleinen Erinnerungszeichen, die sich an ihre Liebe knüpften, aufbewahrte: im Wald gepflückte Blumensträußchen, das blaue Band, das sie an dem Tage in den Haaren trug, an dem sie seinen ersten Kuß empfing, das Buch, das sie in dem kleinen Garten gemeinsam gelesen hatten. ... Sie warf den ganzen Inhalt auf den Feuerplatz und zündete ihn an; dann sah sie mit bitterer Freude zu, wie diese Liebesreliquien aufflamment. Wenn ein Sturmwind die Wasser eines Sees bis zum Grunde aufwühlt, so sieht man, wie der Schlamm und Sand, vom Wirbel erfasst und emporgehoben, Ueberreste todtler Pflanzen und Insecten ans Tageslicht fördert, welche für immer in den Tiefen begraben schienen. So hatte auch der in Antoinettens Herzen entfesselte Sturm die auf dem Grunde jeder menschlichen Natur schlummernden bösen Empfindungen erweckt. Die als Erbteil überkommene väterliche Heftigkeit, die niemals durch eine umsichtige Erziehung gedämpft worden war, die grausamen Neigungen des verwöhnten und eigenwilligen Kindes, die Keime des Bösen, die auch im edelsten Menschenherzen verborgen liegen, wie das Gift in der reizendsten Blume, alle diese Elemente der Empörung waren durch den Sturm aufgerüttelt worden und ihre trübten Wogen hatten alle besseren Eigenschaften Antoinettens verschlungen. Ihre lebhaft empfindende, ihr mutiger, stolzer Geist, ihr hohes Streben — alles war wie weggeweht. Ein einziges Gefühl nur hielt sich oben — der Zorn, ein einziger Wunsch — die Rache. Sie wollte ihre verachtete Zärtlichkeit, ihren gedemüthigten Stolz, ihre mit Füßen getretene Liebe rächen. Man sollte ihr ihre Stunden voll Angst, ihre Nächte voll Thränen, ihre Tage voll fieberhafter Erwartung teuer bezahlen. Sie brauchte schmerzende, tödtliche Widervergeltung. ... Ihre Rache wollte sie haben um jeden Preis und sollte auch ihr eigen Herz darüber brechen. Unbeweglich, wie eine Bildsäule in der Mitte ihres Zimmers, suchte sie nach der raffiniertesten Grausamkeit, um den zu foltern, der ihr diese Wunde geschlagen hatte. Sie zerbrach sich den Kopf, um die schrecklichste Strafe, das geeignetste Mittel und das bequemste und handlichste Werkzeug zur Ausführung zu finden. Diesem erbarmungslosen Zorn zur Beute geworden, ging sie in das Wohnzimmer hinab.

Als sie eben eintreten wollte, bemerkte sie im Hofe Evonyme, der nachlässig mit selig träumender Miene daherkam. Beim Anblick Drmancey's blieb sie einen Augenblick auf der Schwelle stehen; ihre Augen blickten auf, ein höhnisches Lächeln glitt über ihre Lippen, dann erwartete sie entschlossen den jungen Mann, der aufgeschaut hatte und nun seinen Schritt beschleunigte. Evonyme ergriff ihre Hände mit liebevoller Teilnahme, was sie mit einem nervösen Druck erwiderte, dann traten sie mit einander in das Gemach, wo sich das junge Mädchen in die Nähe des Klaviers setzte und ihren Gefährten von der Seite betrachtete, der sich verlegen auf einen Gesprächsstoff besann. Er hätte gerne einige passende, tröstliche Worte gesagt, allein es fiel ihm nichts ein, was zart genug gewesen wäre, die Wunde Antoinettens zu berühren, ohne sie aufs Neue bluten zu machen. Um dies peinliche Schweigen zu brechen, nahm er zu Gemeinplätzen seine Zuflucht und sprach von dem regnerischen Wetter und dem frühen Herbst.

„Die Bäume sind recht bald gelb geworden,“ sagte er und deutete auf die welken Blätter, die sich von den Haselnußstauden langsam ablösten und mit dem leisen Ton eines Schmetterlingsflügels die Scheiben berührten.

„Ja,“ sagte Antoinette mechanisch. ... Sie schloß die Augen und erblickte wie im Traume den in Mondschein getauchten Weiher in der Schlucht, die zitternden Weiden, die

sanft die Büscheln von Wasserklee umspielende Strömung und den dies Alles umfassenden Gürtel von tiefen Wäldern, durch welche leise Tanzmusik herüberklang. ... Sie schüttelte den Kopf, um die Vision zu verjagen und wandte sich rasch an Drmancey: „Evonyme,“ begann sie mit vibrierender Stimme, „Sie haben sich oft so gegen mich benommen, als ob Sie mich liebten ... lieben Sie mich noch?“

Evonyme zitterte und erröthete. „Mein liebes Kind,“ antwortete er, „ich hoffe, Sie werden mir nicht die Beleidigung zufügen, an meiner Zuneigung und Ergebenheit zu zweifeln.“

„Lieben Sie mich noch,“ fuhr Antoinette fort, ohne ihn anzusehen, „nicht nur als Freund, sondern als Liebender?“

Evonyme fühlte, wie ihm eine plötzliche Hitze durch den Körper lief und ihm die Kehle zuschnürte; er sah ganz deutlich den Abgrund, nach dem man ihn hindrängte, und erkannte ebenso deutlich die Unmöglichkeit, sich an irgend einen Ast anzuklammern. „Meine Gefühle haben sich nicht verändert,“ entgegnete er lakonisch.

„Evonyme, wollen Sie mich heiraten?“ Sie war weiß und kalt wie eine Marmorstatue, und der Klang der eigenen Stimme erschreckte sie.

„Ja!“ rief er aus. In diesem einen Ausruf lag eine ganze Tonleiter von verschiedenen Gefühlen: Freude — ein klein Bißchen — Schrecken und Angst — sehr viel.

„Ja,“ antwortete Antoinette, „wollen Sie mich zur Frau nehmen?“

„Himmliche Güte!“ flüsterte er mit verwirrter Miene und weitgeöffneten Augen, „Sie haben an mich gedacht? Manchmal erschien mir dies Glück von Ferne wie ein Traum, aber ich hätte nie auf eine Verwirklichung zu hoffen gewagt. Entschuldigen Sie mich. Ich bin noch ganz bestürzt. Mein armes Kind, Sie wissen nicht, welch traurigen Mann Sie nehmen wollen, ich stecke voll Fehler!“

Sie lächelte bitter. „Halten Sie mich denn für einen Engel?“

„Ich halte Sie für eine Fee,“ antwortete er mit Ueberzeugung. ... „Nun wol,“ fuhr er fort mit dem Ausdruck eines Mannes, der sich mit geschlossenen Augen ins Unbekannte stürzt, „da Sie glauben, ich könne Sie glücklich machen, so reichen Sie mir Ihre Hand, Sie werden meine Gattin und ich Ihr Sklave sein. Danke, teure ... teure Antoinette!“

Er wollte einen Kuß auf die eisigen Finger des jungen Mädchens drücken, aber sie zog schnell die Hand zurück und fuhr fort: „Gut, dann suchen Sie jetzt meinen Vater auf und teilen Sie ihm unseren Entschluß mit. Richten Sie Alles so ein, daß es rasch beendet ist. Wir haben heute den ersten Oktober; ich wünsche, daß wir vor Ende des Monats verheiratet sind.“

Evonyme gehorchte und machte sich noch ganz betäubt auf den Weg, um Herrn von Lisle zu suchen. Dieser empfing ihn mit offenen Armen und wiederholte ihm, daß er der Schwiegersohn sei, den er sich längst gewünscht, und daß diese Heirat die Freude seiner alten Tage sein werde. Man beschloß, die nötigen Vorbereitungen sofort in Angriff zu nehmen. — „Nun sehe ich also vor dem Heiraten,“ sagte Evonyme, als er träumerisch nach Val-Clavin zurückging; „mein Fuß berührt den Saum des Zauberaldes, aus dem man nicht mehr heraus kann. Künftig werde ich beim Anblick einer Hochzeit kein wehmüthiges Bedauern mehr empfinden, und der Anblick von zwei oder drei Bengeln, die auf einer Thürschwelle spielen, wird mein Herz nicht mehr mit Traurigkeit und Neid erfüllen. ... Ich werde selbst eine Frau haben und Kinder, die uns Beiden gleichen! Warum frohlocke ich nicht? Woher kommt es, daß ich im Grund meines Herzens etwas wie Bestürzung und Schrecken fühle?“

Ach! der arme Bursche liebte das Heiraten nur in der Theorie und hätte gerne ewig davon geträumt. Der Zwang, aus der Unentschlossenheit, in der sich sein schwankender Geist gefiel, herauszutreten, stürzte ihn in eine eigentümliche Besessenheit. Um sich Mut zu machen, sagte er sich, daß er nicht mehr zurück könne. Er hatte sich, so lange Antoinette mit einem Andern verlobt war, sehr verliebt in sie gezeigt; konnte er nun, da sie frei war, abbrechen und sich zurückziehen? Und war er nicht für das Geschehene verantwortlich? War er dem jungen Mädchen nicht eine Art moralischer Entschädigung schuldig? ... Eine abschlägige Antwort hätte geheißen, sich wie ein ehrloser Mann und falscher Freund benehmen. „Und bin ich denn,“ sagte er, „Alles in Allem genommen, so zu bedauern, daß ich eine hübsche Frau nehme, die Gefallen an mir findet und mir Ehre machen wird? ... Freund Evonyme, benimm Dich nicht albern und halte den Kopf hoch! Du bist ein glücklicher Kerl!“

Als Herr von Lisle nach Hause kam, hatte er entzückt seine Tochter um den Leib gefaßt und sie zwei- oder dreimal geküßt. „So, so, Fräulein!“ hatte er mit seiner derben Stimme ausgerufen, „wir haben den Liebhaber gewechselt?“

Geh, ich gratuliere Dir, Du hast bei dem Tausch nicht verloren, und Ormancey ist ein anderer Kerl als Dein Forstmeister. Er hat mir immer mißfallen, dieser Ritter von der traurigen Gestalt!" Er begann sofort, die nötigen Formalitäten mit fröhlicher Eile zu betreiben.

Antoinette hüllte sich in undurchdringliche Gleichgültigkeit. Evonyme machte ihr regelrecht den Hof. Er hatte seiner Pfeife endgiltig entsagt, kleidete sich sorgfältig und brachte täglich prächtige Blumen, die er aus Dijon kommen ließ, und die Celine nie verfehlte, am andern Morgen verweltet aus einer Ecke hervorzuholen, in die man sie verächtlich geworfen hatte. Das junge Mädchen empfing ihn freundlich, aber ohne aus einer Zurückhaltung, die man bis dahin nicht an ihr gekannt hatte, herauszutreten. Sie vermied sorgfältig jede Gelegenheit, mit ihrem Bräutigam allein zu sein.

Ein einziges Mal war das Wetter so schön, daß sie sich bewegen ließ, mit Evonyme spazieren zu gehen. Sie erreichten die Wälder, die Auberville beherrschen, aber als sie den Hochwald betraten, ließ Antoinette den Arm Ormancey's los. Sie ging mit gesenktem Haupt vor ihm auf dem schmalen Fußpfad einher und horchte auf das Rauschen der welken Blätter, die ihr Fuß aufwühlte. Die Unterhaltung schleppte sich träge hin und verstummte manchmal ganz, so daß man in den Pausen das schwache Geräusch der reifen Eicheln vernahm, die ins Moos herabfielen. Plötzlich zitterte Antoinette und blieb am Eingang einer langen Buchenallee stehen... Sie hatte die Thalschlucht von Germaine erkannt, in der sie einst in der Heuernte einen Nachmittag mit Jacques zugebracht hatte. „Wir wollen umkehren," sagte sie zusammenschauernd, „es friert mich und ich bin müde." Sie traten schweigend den Rückweg nach dem Dorfe an und am Waldessaume glaubte Evonyme zu bemerken, daß sie Thränen im Auge hatte. „Sonderbar," dachte er, ganz außer Fassung gebracht, „ich kann thun was ich will, meine Verlobung gleicht ganz einem Begräbniß erster Klasse."

Unterdessen verging eine Woche nach der anderen, das Aufgebot hatte stattgefunden und die Ausstattung war fast fertig. Evonyme sollte noch eine Woche in Paris zubringen, um einige Geschäfte zu erledigen und die Brautgeschenke zu kaufen, und es war verabredet, daß die Hochzeit gleich nach seiner Rückkehr stattfinden sollte. Eines Morgens begleitete ihn Herr von Lisle an den Postwagen, wünschte ihm glückliche Reise und baldige Rückkehr und verließ ihn dann, um die Ausfaat zu beaufsichtigen. Als der junge Mann gerade in den Wagen steigen wollte, fühlte er sich am Hockschöß zurückgehalten, er drehte sich um und sah Celine hinter sich.

„Nun, was gibt's?" frug Evonyme, als er das verstörte Gesicht der Dienerin sah, „ist Antoinette etwas zugestossen?"

„Nein," antwortete Celine mit finsternem Gesicht, „noch nicht!" Dann zog sie ihn bei Seite und fuhr fort: „Sehen Sie, ich muß mit Ihnen sprechen, weil sonst Niemand den Mut hat, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Glauben Sie mir, bleiben Sie in Paris und kehren Sie niemals hierher zurück."

„Aber um Gotteswillen, meine Gute, was ist denn los?" wiederholte Evonyme bestürzt.

„Daß Antoinette Sie nicht liebt, und daß man, wenn Sie darauf bestehen, sie zu heiraten, ihr ein Leichentuch statt des Brautkleides bereiten muß."

„Vorwärts! Einsteigen!" rief der Postillon und knallte mit der Peitsche. Evonyme stieg achselzuckend ein, und der Giltwagen fuhr ab.

(Schluß folgt.)

Mutterglück.

(Zu dem Bilde von Pierre Dupuis.)

„Glückliche Mutter und glücklicher Knabe!
Selig in Liebe einander gesellt,
Reich wie die Reichsten, bei ärmlicher Habe,
Dünkt euch ein liebliches Wunder die Welt.

Sieh', wie sie strahlend im Mutter-Gefühle
Schwinget die Spindel mit tänzelnder Hand!
Sieh', wie er jauchzend zu lieblichem Spiele
Antlig und Händchen aufwärts gewandt!

Selig zu zweien! So halt' euch das Leben
Allzeit in Liebe innig gesellt!
Friede mag stets eure Hütte umschweben,
Goldestes Licht überglanz' euch die Welt!

Wachse und rege die zierlichen Glieder,
Knabe, gedeihend zu löblichem Thun;
Jimmer doch kehre zum Mütterchen wieder,
Ach! nur in ihrem Arm läßt es sich ruhn!

Hart sind die Menschen und kalt ihre Herzen;
Mutterherz einzig nimmer erstarret.
Darum in Freuden, darum in Schmerzen
Wisse — daß deiner die Mutterlieb' harret!"

L. B.

Das Portierskind.

Berliner Straßenschild von Sara Hutzler.

Es hatte feuerrote Haare und schiefe runde Beine. Als ich es zum ersten Male gewahrte, hockte es wie heute meinem Parterrefenster gegenüber auf der Promenade unter einem der jungen Bäumchen und lehnte den brandroten Kopf gegen den dünnen Stamm zurück. Das Kind mochte zwei

Jahre zählen; die Unsicherheit, mit der es auf den kleinen Fitzbeinchen watschelte, ließ es noch jünger erscheinen. Es war, so dünkte es mich, ganz außerordentlich häßlich, dennoch interessierte mich das runde kleine Geschöpf, und es gewährte mir eine Befriedigung, in der Frühe des Morgens von meinem Fenster aus den häßlichen kleinen Kottkopf an der gewohnten Stelle sitzen zu sehen.

Unsere Bekanntschaft war allerdings nur bis zu einem gewissen Grade vorgeschritten. Sie beschränkte sich vor der Hand noch auf wortloses gegenseitiges Anstarren und einmaliges Ueberreichen eines Apfels, den der wenig gierige kleine Bursche lange zweifelnd betrachtete, um, über die Nutz-anwendung scheinbar im Unklaren, sich endlich darauf niederzusetzen.

Ob das kleine Menschenkind Geschwister hatte, ließ sich durch etwaige Nehmlichkeit mit andern Kindern nicht wol feststellen. Die Nuancen von Rot, welche die Köpfe der sehr zahlreichen Jugendbevölkerung im unteren Hausflur aufwiesen, ließen in ihrer Mannigfaltigkeit keine diesbezüglichen Schlüsse zu; das Geräusch jedoch, das allabendlich um die Schlafenszeit in den Regionen unterhalb meines Wohnzimmers angestimmt wurde, gab der Annahme Raum, daß das ehrenwerte Portierspaar Stiegel über eine ansehnliche Zahl junger Nachkommenschaft gebot. Der Mann fand seine Existenz als vielbeschäftigter Rohrstuhlflächter, während man der Frau nachsagte, daß sie außerhalb des Hauses „Wäsche" besorge. Diesen beiden Umständen mochte es zuzuschreiben sein, daß der krummbeinige kleine Kottkopf unter dem Baume seine Erziehung so ziemlich selbständig leitete.

Es war erstaunlich, welche Liebhabereien er hatte, erstaunlich, mit welcher unermüdlischen Ausdauer er in die Sonnenstrahlen hinausblickten konnte, erstaunlich nicht minder, ein wie tiefes Interesse er dem Sande abgewann, mit welcher unerschütterlichem Ernste er darauf niederzublicken vermochte. Unwillkürlich stiegen mir in diesen Betrachtungen Vergleiche auf. Ich gedachte der Kinder meines Bekanntenkreises. Welch' eine Summe wurde im Laufe eines Jahres für Spielzeuge für dieselben vergeudet, und hier vor meinen Augen lebte und gedieh ein Kind, das kaum ein Spielzeug kannte und das an dem Sande, das die gepuzte Kinderwelt niedertrat, seinen Zeitvertreib, sein Spielzeug fand. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich an diesem Morgen meinen Platz am Schreibtisch einnahm. Ich blickte gewohnheitsgemäß über den Weg. Da sah das Portierskind an dem bekannten Platz und scharfte mit dem Ernste, den ich an ihm kannte, einige Hände voll trockener Erde zusammen, die es mit den Fäusten aufnahm und den Teil, der durch die Fingerspalten nicht durchsickerte, in die Lederschürze kramte. Es war fast lächerlich, daß mich das monotone Spiel interessierte, dennoch mußte ich die Feder niederlegen und dem unnützen Treiben des Kindes zusehen. Es war, wie immer, mangelhaft reinlich im Außern. Die Lederschürze, welche das viel zu lange, viel zu faltige rote Kleidchen deckte, mochte in guten Tagen einst schwarz gewesen sein; jetzt war in der Farbe eine unbestimmte Schattierung von grau und grün. Der Kleine war wie stets barhäuptig, und so rot schien mir heute der krause Kopf, daß ich vermeinte, ihn in der brennenden Sonne hell aufblühen zu sehen. Die aufwärtsgehende Nase war von der Natur stiefmütterlich behandelt worden. Sie war kaum mehr als eine Erhöhung der Wange, und nur die Augen, die darüber weit geöffnet lagen, konnten in ihrer Klarheit und eigenartig stauendem Ausdruck dem Gesichtchen Anziehendes verleihen. Das Kind kramte noch immer seinen Sand ein. In der Schürze lag ein beträchtlicher Haufen, als es in seinem Schaffen nachließ und während einiger Minuten schweigend ernsthaft



Goethes Spaziergang mit Albert und Lotte. Gez. von K. Kögler. Illustrationsprobe aus der Prachtausgabe von Goethes Werken. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

darauf niederblickte, um dann, ich gestehe, daß ich auf eine lebhaftere Wendung gehofft, mit gleich monotonem Ernste den Sand handvollweise wie vorher wieder aus der Schürze zu entfernen.

Der letzte Rest brachte eine kleine Veränderung. Die übrig gebliebenen Sandkörner mochten Empörendes enthalten. Mit verächtlichem Eifer begann das Kind die einzelnen Sandkugeln mit der offenen Handfläche weit von sich zu stoßen, und nach beendeter That lehnte sich der rote Kopf wieder an den Baumstamm, unternahmen die großen Kinderaugen von neuem ihren herausfordernden Blinzelnkampf gegen die Sonne. Eine lange Zeit war verstrichen. Ich plante soeben eine Studie. Es verlohnte sich der Mühe, mit der Uhr in der Hand zu erproben, wie lange der behäbige kleine Kerl so unbeweglich ernst verharren könnte, da — trat Leben und Bewegung in ihn zurück.

Ein sehr unreinlicher Fuß, an dem ein sehr unreinlicher Strumpf haftete, kam unversehens unter dem langen faltenreichen Rocke zum Vorschein. Der Rotkopf mochte es bei der Frühtoilette nur bis zu der einen Fußbekleidung gebracht haben. Der Anblick des einzelnen Strumpfes schien ihm eine Offenbarung. Er starrte sprachlos darauf nieder und begann dann mit rührendem Ungeschick am Fersenende zu ziehen. Dieses waghalsige Vorgehen kostete ihm seine Haltung. Nach zwei vergeblichen Zerrungen kollerte die ganze kleine Gestalt seitwärts und lag, erstaunlich war die völlige Seelenruhe meines Helden, während einiger Augenblicke unbeweglich im Rinnstein.

Ich blieb noch so lange an meinem Beobachtungsposten, um den Kleinen an seinem alten Platz unter dem Baume installiert zu sehen, dann überließ ich das Kind auf kurze Zeit seinem Geschick. Als ich endlich wieder hinübersah, bemerkte ich zwei müßig im Schoß ruhende sandige Händchen und ein sehr verschmiertes Gesichtchen, das mit geschlossenen Augen schlaftrunken vornüber, dann wieder seitwärts fiel, in dem vergeblichen Bemühen, eine Stütze zu finden. Mein kleiner Bursche war eingeschlafen.

Die Mittagszeit war längst vorüber. Ich trat, um die Jalousien zur Mittagruhe einzuziehen, ans Fenster. Mein Blick streifte den Platz. Die eingedrückte Stelle in der Erde unter dem Bäumchen war leer. Ein mir nicht erklärbares Ahnungsgefühl trieb mich, ganz gegen mein Willen, im Laufe des Nachmittags ungewöhnlich oft an das Fenster; ich mußte mir eingestehen, daß mir das Portierkind mit der feurigen Stirn ganz außerordentlich fehlte. Der Abend kam, die Dämmerung. Ich fügte meinem Manuskript den letzten Satz an, als ein Durcheinander von Stimmen unter meinem Fenster mich an dasselbe zog.

Auf dem äußersten Rande des Trottoirs stand die Frau „von unten“ und rief mit schonungslosester Deutlichkeit den mir sehr mysteriös klingenden Namen: „Nute — Nute!“ Der Ruf blieb unerwidert, und aus dem Kinderhause, der lärmend und schnatternd den Vorgarten des Hauses umstand, drang aus einer Knabenkehle, offenbar aus hohlen Händen, ebenfalls der laute Ruf: „Nute! Nute!“ und zwar in langgezogenem Nachton ohne Senkung der Stimme: „Nute — Nu — te!“

Ich beugte mich neugierig vor und gewahrte wiederum die Anzahl rot nuancirter Köpfe, die den Reichtum des beneidenswerthen Portiers repräsentierten, und sofort kam ich zu der Vermutung, daß Nute mein Kottopf vom Bäumchen sein mußte und daß dieser in der harmonischen Familiengesamtheit offenbar fehlte. Das zeitweilige Fehlen eines Knaben schien mir, die ich in früheren Jahren als Erzieherin fungiert hatte und an regnerischen Tagen so manchen kleinen Burschen als „nicht anwesend“ ins Klassenbuch einzutragen genötigt war, von nicht allzugroßem Bedenken; es erstaunte

war klar: Schmutzen fehlte. Unter dem breittratschigen Gejammer der biedereren Stiegel-Familie, einem Gejammer, das sich in thatenlosem Händeringen und Wehklagen äußerte, begann sich in mir ein wirklich sorgendes Interesse für die Sache zu entwickeln.

„Wer hat ihn zuletzt gesehen?“ rief ich, mein Fenster öffnend, in die schreiende Gruppe hinein, und sofort wandte sich die jammernde Stiegel zu mir und schaukelte, ihre Betrübniß in diesem Augenblick so recht erkennend, mit einer Verzweiflungsmiene den Kopf vor und rückwärts: „Meine Nute, mein Kind, meine Nute!“

„Wann war er zuletzt hier?“ fragte ich wieder, ohne ein Zeichen des Beileides, und die Strenge meines Tones rief einige Besinnung in die kopflose Gruppe zurück.

„Vor zwei Stunden“, schrie es aus einer der fein nuancirten Knabentöpfe zu mir herauf.

„Welchen Weg ist er denn gegangen?“ katechisierte ich weiter.

Große verblüffte Pause, in der Mutter Stiegel Zeit und Muße fand, mit dem Rücken ihrer Hand die feuchtglänzende Nase eines ihrer Sprossen ordnungsliebend abzuputzen.

„Gib Antwort!“ befahl sie mit einem ermutigenden Knuff. Das geistig rege Kind starrte mich mit offenem Munde etwas verblüfft an und fragte gedehnt, als erwache es erst jetzt zu der Erkenntnis der Sachlage: „Was?“

Ich wiederholte meine Frage von vorn und erhielt dieses Mal überraschend prompte Entgegnung.

„Ich — ich weiß et nich — wo er jejangen is und der — der,“ mit einem Puff den Bruder bezeichnend, „der —“

„Nun der,“ half ich nach.

„Der — weiß et ooch nich,“ jagt er.

„So,“ sagte ich, halb im Zweifel darüber, ob die interessante Nuance vielleicht einen Witz riskiert hatte. Nein doch. Ein Blick in das vor Dummheit strohende Gesicht überzeugte mich. Ich schloß, in dem rasch gefaßten Beschluß, mich um die Angelegenheit nicht weiter zu kümmern, das Fenster und überließ den Leuten ihre Sache. „Was scheert dich das häßliche Ding von drüben?“ sagte ich mir wol zehn Mal im Laufe der folgenden halben Stunde, und beim jedmaligen Gang, den ich durch's Zimmer machte, blieb ich unwillkürlich in der Nähe des Fensters stehen und schaute zu dem Bäumchen hin. Es war seltsam, daß mir die eingedrückte Stelle darunter,

vielleicht durch den Schatten, den die jungen Zweige warfen, plötzlich viel tiefer erschien, so tief, als wäre sie ausgegraben und — ach was! — Was malte ich mir aus? Was kümmerte mich der Fleck, auf dem gewohnheitsmäßig ein rotköpfiges Kind mit Sand spielte, ihn mit den kleinen Händchen faßte, daß es durch die Finger sickerte und dann unermüdlich mit den dicken Patschen darin weiter kramte, bis das Schürzchen —

Wie lächerlich von mir! Da stand ich wieder dicht am Fenster und hörte, wie der Ruf nach „Nute, Nute“ in die Nacht hinein schallte. Bevor ich so recht eigentlich wußte, wie's kam, stand ich inmitten der Gruppe, die sich auf der Straße versammelt hielt. Das Bild vor der Thüre hatte sich



Mutterglück. Nach dem Gemälde von Pierre Dupuis.

mich daher das ungeheuerliche Lamento, welches die gesamte Stiegel-Familie ex tempore anstimmte, ein Lamento, das mir um so unbegründeter erschien, als man doch sonst dem kleinen Menschen in der Disposition über seine Zeit das ausgedehnteste plein pouvoir gegeben hatte.

„Nute — Nu — te!“ Die Rufe wurden immer dringlicher. Der eigenartige Name bedeutete, so erfuhr ich später, eine Art Abkürzung des Wortes „Schmutzen“. Welche Ironie, diesem so vernachlässigten Kinde einen Rosenamen gegeben zu haben!

Ich blickte, von der hereinbrechenden Dunkelheit und dem Geschrei der Leute besorgt gemacht, die Straße hinauf und herab. Nirgend die Spur seines leuchtenden Kopfes. Es

etwas verändert. Die Stiegel-Mutter saß händringend auf einem Stuhl, der ihr offenbar von mildthätigen Nachbarn herbeigeschafft worden war. Um sie gruppiert stand die reichhaltige Zahl junger Stiegels und verzehrte mit apathischem Gleichmut einige sehr große „Stullen“, während die nahewohnenden Kellerinhaber beileidäusernd die betäubte weibliche Stiegel umstanden. Die verschiedentlichen Trostesreden waren um ihrer dialektischen Vollkommenheit willen erwähnenswerth. „Auf die Polizei haben Sie'n jewis!“ sagte die Nachbarsfrau aus dem Kaufmannsladen, und „sein Sie man ruhig, Stiegeln“, tröstete die Schusterzattin von „drüben“, „da kommt doch ihr lieber Mann!“

In der That kam der „liebe Mann“ atemlos von der Ecke hergestürzt. Seine Miene war nichts weniger als lieb. Er wuschte sich mit dem feuerroten Schmutztuch den Schweiß von der Stirn, knöpfte den Rock erst auf, dann wieder zu und beantwortete die Fragen seiner Ehehälft durch einige kurz ausgestoßene nicht unpersönliche Flüche.

Die Sache selbst war durch sein Erscheinen um nichts näher gerückt. Ich trat rasch vor und rief die schreiende Menge zur Thatsache an. „Kinder pflegen gern an den Bahnstationen zu spielen“, sagte ich. „Wir wollen zur Bahn!“

Man folgte mir durch die Straßen. Der Bahnhof war leer, aber an der kleinen Wächterstation wollte man ein Kind bemerkt haben. „Da lang“ sei es gegangen, und an den dunklen Eisenbahnschienen wanderten wir entlang, bogen, wo es auftrat, das Geflüpp aus dem Wege, umkreisten jeden Baumstamm, horchten auf bei jedem Geräusch.

„Nute, Nute!“ Der Ruf klang unheimlich durch die Nacht. Wir suchten vergebens, riefen vergebens, und die Bahnarbeiter, die uns ratgebend gefolgt waren, mahnten eben zur Rückkehr, als sich meinen Augen im Scheine einer Straßenlaterne ein winziger Gegenstand offenbarte. Es war ein Strumpf, ein graublauer kleiner Strumpf, unsauber, zerrissen, aber unzweifelhaft dem Rotkopf zugehörend. Ich bückte mich verstockt und nahm ihn auf und in demselben Augenblick tönte schrill und schneidend der Lokomotivpfeiff durch die Nacht. Ein jäher Schreck durchfuhr mich. Das kleine gestrickte Dings, die Finsternis, der dahinsausende Zug, ein kleiner, weicher, warmer Kinderkörper —

Die Nacht verging mir in wirren Phantasien. Ich sah im Geiste das Schreckensbild, das ich mir ausdenken geögert hatte, ich hörte von Neuem das Säusen des Zuges, sah ihn forteilen, sah die kleine schwankende Gestalt des verlorenen Kindes, hörte dessen Angstrufe, sah die hilflosen Händchen, die stolpernden Füßchen —

Der Morgen kam. Der hereinbrechende Tag erlöste mich von den schrecklichen Traumgebilden der Nacht. Vom untern Flur herauf drang das Geräusch und Geklapper der Flur reinigenden Portiersleute. Die Hausthüre ward aufgeschloffen, eine weibliche Gestalt trat heraus. Es war — ich mußte mich vorbeugen, um genau zu erkennen — Mutter Stiegel selbst, die ein Tuch um den Kopf, zwei ihrer roten Nüancen an der Hand, zur Arbeit ging. War denn das möglich? War das dieselbe Frau, die in der Nacht händringend und laut beschlagend unsern Bericht über die vergebliche Suche in Empfang genommen? War es denkbar, daß sie so ruhig blieb, ohne selbst einen flüchtigen Blick auf die eingedrückte Stelle unter dem Baume zu werfen — es war ja ein unschönes kleines Ding gewesen, rotköpfig, krummbeinig, stumpfnasig, aber daß man es so leicht vergessen konnte, den Verlust des vielbellagten Nute so ruhig hinnehmen — o, über diese Stiegels!

Ich sekte mich mifmütig an die Arbeit, die mir heute nicht aus der Feder wollte. Gegen meine Gewohnheit blieb die Jalousie gesenkt. Eine Stunde verrann. Seltsam eng und beklommen ward mir's. War's die Nachwirkung der schweren Nacht, war's die geraubte Ruhe, war's der Anblick des vor mir liegenden kleinen Strumpfes — mir schwamm Alles vor den Augen. Ich trat ans Fenster, öffnete und fuhr mit einem Aufschrei zurück.

Unmöglich! Das war ja nicht möglich. „Nute!“

Da saß das Geschöpf unter dem Baume und wandte sein leuchtendes Haupt. Wahrhaftig, er war's.

Aller Rücksicht und Ueberlegung bar, stürmte ich in die unterirdischen Gemächer des männlichen Stiegel.

„Das Kind ist ja da!“ rufe ich jubelnd, halb im Triumph, halb in Frage. Der biedere Rohrstuhlflächter gab mir die Haltung wieder, indem er die Pfeife aus dem Munde zog und mich besprechend anstierte.

„Das Kind,“ wiederholte ich etwas gedämpfter, „Nute.“

„Ja so, Nute!“ Der Barbar rauchte schon wieder und flocht unbeirrt weiter, „ja, der ist da!“

„Aber wo war er denn?“ Ich hatte nicht übel Lust, den wortkargen Menschen zu schütteln. „Wo war denn das Kind?“

Vater Stiegel war offenbar ein Gegner vielen Redens. Auf meine Frage erhielt ich als Erwiderung das mit Gleichmut hingeworfene Wort: „Müllkasten!“

Ich erfuhr erst später das Nähere. Nute hatte, der täglichen Gewohnheit überdrüssig, eine neue Schlafstelle gesucht, zuerst am Bahnhof, dann im Müllkasten. Der menschliche

Geist ist unstät, Nutes Seele dürstete nach Abwechslung, Nutes ästhetischer Sinn war noch unentwickelt.

Nute's scharlachrother Kopf leuchtete im friedlichsten Schlummer verräterisch unter dem aufgebliebenen Deckel des sehr unsauberen Müllbehälters hervor, als Vater Stiegel in der Frühe des hereinbrechenden Tages den zusammengefügten Auswurf hineinzuworfen sich anschickte.

Ich stand an meinem Fenster und blickte hinüber auf die Promenade. Da saß das Kind wie ehemals an der eingedrückten Stelle unter dem Bäumchen und lehnte den roten Kopf gegen den dünnen Stamm zurück. Es hatte eine unansehnliche Nase und schiefe runde Beine, dennoch empfand ich eine eigene Befriedigung, es wieder dort zu sehen; ich beobachtete lange das feurige Köpfchen, das im Glanze der Sonne hell aufzulodern schien, und die dicken unreinlichen Händchen des unauffälligen Portierskinds, das still und anspruchslos seinen Sand zusammenscharrte und ihn langsam durch die Finger laufen ließ.



Petersburg im Winter. Der Winter ist in der Zarenstadt bekanntlich ein rauher Geßel; mit dem Oktober halten auch schon die Schneeflocken ihren Einzug, und oft gelingt es erst dem „Malküster“, die schöne, blaue Neva von ihrer Eisdecke zu befreien. Trotz alledem erfreut man sich doch nur verhältnismäßig selten wirklich schöner Wintertage. Petersburg ist die Stadt der schärfsten klimatischen Extreme, und ein Sprung des Thermometers von 6 oder 8° Kälte auf eben so viel Wärmegrade gehört dort zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Oft vollzieht sich ein derartig scharfer Wechsel binnen wenigen Stunden. Diesen eigenümlichen Witterungsverhältnissen verdanken die Petersburger, besonders das zarte Geschlecht, ihre übermäßige Empfindlichkeit gegen Wind und Wetter. Kaum haben Ende August die ersten kühlen Regenschauer die „Sommerfrüchtl“ vom Lande in die Stadt hereingetrieben, so beginnen die ängstlichen Hausfrauen auch schon, sich für den Winter zu rüsten.

Der erste Frost, der erste Schnee werden mit Jubel begrüßt, denn in keiner Stadt der Welt sind die Uebergangs-Jahreszeiten so ungemütlich wie in Petersburg. Bleigrau hängt der Himmel im Herbst über den Palästen und Kirchen, und der nasse Schnee, der kalte Regen, die unaufhörlich herabrieseln, machen das an sich abschließliche Pflaster vollends unpassierbar für Fußgänger. Dann ist die Frauen- und Kinderwelt oft wochenlang an's Zimmer gefesselt; das Haus muß ihnen die Außenwelt ersetzen, deren wechselnden Bildern sie oft nicht einmal vom Fenster aus folgen können. Viele Familien, die in Deutschland für sehr wohlhabend gelten würden, müssen sich in Petersburg mit Wohnungen begnügen, deren Fenster nur die Aussicht auf einen nicht gerade sauberen, von hohen Gebäuden umschlossenen Hof gewähren, denn bessere Wohnungen sind in der Nevastadt sehr teuer. Wölft sich nach solch langer Prüfungszeit endlich ein blauer Himmel über der Stadt und hat ein tüchtiger Schneefall und ein ordentlicher Frost die Straßen passierbar gemacht, dann frönt Alles hinaus, um sich an dem bunten Leben und Treiben zu ergötzen. Petersburg hat ein ganz eigen- und fremdartiges Straßenleben; auf dem Newski-Prospekt und dem englischen Quai finden sich Asien und Europa zusammen, und die glänzenden Uniformen, die phantastischen, prächtig bespannten Schlitzen der Vornehmer, die preis schnell über die riesigen Plätze, durch die breiten Straßen fliegen, gewähren ein Winterbild einzig in seiner Art.

Vergeblich würde sich aber der Fremde nach graziosen, eleganten Frauenercheinungen umsehen: die Petersburger Damenwelt ist, wie schon erwähnt, äußerst empfindlich gegen die Kälte und daher dominiert auf der Straße der Pelz, jenes unförmige, wenn auch meist kostbare Kleidungsstück, in dessen weiten Falten auch die eleganteste Figur unrettbar verschwindet. Pelzgefütterte Stiefel und diverse Kopiumfüllungen vervollständigen eine Wintertoilette, deren Schwere keine große Beweglichkeit gestattet. Anders dagegen auf den riesigen Schlittschuhbahnen der Neva: dort kann man elegante Frauenercheinungen erblicken und Kostüme bewundern, deren reiche Pelzverbrämung allein oft ein kleines Vermögen repräsentiert.

Das gefellige Leben der Residenz unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir Deutsche darunter verstehen. Vor allen Dingen ist das Restaurationsleben in Petersburg noch fast unbekannt; die jeunesse dorée verkehrt zwar in einigen derartigen vornehmen und sehr teuren Etablissements, wie Dominique, Duffauje u. s. w.; aber im Großen und Ganzen wiegt doch der Familienverkehr vor. Damen, die etwas auf ihren Ruf halten, wird man überdies nie in derartigen Lokalen, ja kaum in den Cafés begegnen. In Folge dessen ist der gefellige Verkehr zwischen den Familien im Winter ein sehr reger, um so mehr, als die Petersburger an der schönen patriarchalischen Sitte der Gastfreundschaft festhalten und dem Fremden mit warmer Herzlichkeit ihr Haus öffnen. Man kann die Petersburger Gesellschaft in drei Kategorien theilen, deren Sitten und Lebensweise scharf gegen einander abstecken. 1) Aristokratie, höherer Beamten- und Offiziersstand, 2) der reiche russische Kaufmannsstand, 3) die deutsche Kolonie. Die Erstgenannte ist ein naturgetreues Abbild Pariser Lebens in jeder Beziehung und die zu ihr gehörige Damenwelt eine begeisterte Verehrerin Alles dessen, was aus Paris oder Frankreich kommt. Französisch ist die Umgangssprache dieser Kreise, französisch jede Mode, französisch die Klüge und französisch auch endlich die Moral. Die russische Aristokratie ist lebhaft, interessiert sich für alle kleinen und großen Vorgänge der Außenwelt und liebt es, wie ihr Pariser Vorbild, sich die Zeit mit kleinen Intriguen zu vertreiben. Cigarretten und die Bonbonniere sind ihre steten Begleiter in Haus und Gesellschaft und sie versteht eritere äußerst grazios zu handhaben. — Ganz verschieden von dem Leben der Aristokratie ist das der russischen Kaufmannsrau. Sie genießt in körperlicher und geistiger Beziehung ein ununterbrochenes dolce far niente, eine Lebensweise, die ihr in

späteren Jahren ein Embonpoint zuzieht, das sie mit den meisten Marienbader Typen konkurrieren lassen würde. Das gefellige Leben in diesen Kreisen entbehrt jedes geistigen Hauches; den materiellen Genüssen wird die größte Aufmerksamkeit gewidmet, und die Hausfrauen verschmähen es sogar nicht, zu den Dinners oder Soupers die Delikatessen in höchsteigener Person einzukaufen. Ganz im Gegensatz zu den aristokratischen Kreisen mit ihrer Vorliebe für das Französische, hält man hier streng an dem Allhergebrachten fest. So kristallisiert z. B. noch die patriarchalische Sitte, daß der älteste Sohn auch nach seiner erfolgten Vereinerung bei den Eltern wohnen bleibt und stets in einer gewissen Abhängigkeit erhalten wird. Der jungen Frau bleibt dann die keineswegs leichte Aufgabe, sich zwischen Mann, Schwiegervater und Schwiegermutter eine erträgliche Stellung zu schaffen. Uebrigens gehört die Species der „bösen Schwiegermütter“ hier zu den größten Seltenheiten: die Bequemlichkeit der russischen Damen in reiferen Jahren und ihre große Gütmütigkeit lassen solche Typen nicht auskommen. In diesem treuen und zähen Festhalten an alten, liebgewordenen Sitten und Gebräuchen steht die deutsche Kolonie den Russen ebenbürtig zur Seite. Deutscher Geist, deutsche Arbeit, deutsche Sitte werden hochgeachtet in der Zarenstadt. Mit den Deutschen ist auch die poetische Weihnachtsfeier eingezogen und sie hat sich fast in jeder Familie Bürgerrechte erworben, in welcher Kinderherzen diesem schönsten aller Feste fröhlich und erwartungsvoll entgegen schlagen. Nahm doch Kaiser Alexander I. den ersten Weihnachtsbaum, den ein Anberwanderer der Verfasserin im fernen Norden seinen Kindern schmückte, in Augenschein! — Die deutsche Kolonie ist sehr zahlreich; sie setzt sich meist aus jenen gebildeten Personen des Mittelstandes zusammen, die nach Petersburg gekommen sind, um sich Vermögen zu erwerben und dann nach der Heimat zurückzukehren. Und das Heimweh verläßt sie selten, besonders die Frauen nicht; selten auch leben sie sich in die Petersburger Verhältnisse derart hinein, um dem Wünsche Raum zu geben, ihr Leben dort zu beschließen. Der erwerbende Mittelstand ist in Petersburg so ziemlich von Allem ausgeschlossen, was man „Lebensgenuss“ nennt, denn Geld ist die einzige Wünschelrute, die ihm dazu verhilft. Theater, Konzerte sind enorm teuer, und erstere bieten sogar für hohe Eintrittspreise meist nur mittelmäßige Leistungen. So bleibt also nur die Geselligkeit in den langen Winterabenden. Aber dieselbe gestaltet sich oft mehr als eine Arbeit für die Frauenwelt denn als ein Vergnügen: die abschließliche Sitte, die Nacht zum Tage zu machen, die Häufigkeit der gefelligen Zusammenkünfte und schließlich der Umstand, daß das schöne Geschlecht in der Winterzeit vertreten und daher sehr begehrt ist, tragen nicht wenig dazu bei, die Gesundheit der Frauen zu untergraben und ihnen frühzeitig den Hauch jugendlicher Frische zu rauben. Einer argen Unsitte, die den Charakter eines sozialen Schadens bereits angenommen hat, mag hier noch Erwähnung geschehen: es ist das Spiel. Stundenlang, bis tief in die Nacht hinein, sitzen Herren und Damen an den Kartentischen; l'ombre, Whist und Präférence werden zu sehr hohen Sätzen gespielt, und leider hat sich dieses Uebel auch in deutschen Kreisen eingebürgert. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß sich ganz besonders die deutsche Frauenwelt hoher Achtung erfreut und daß manches Mädchen eine gute Heirat nur dem Umstande verdankt — daß sie deutscher Herkunft ist.

Cäcilie Dose.

Goethes Spaziergang mit Albert und Lotte. (Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Teil III, Buch 11.) Im Frühling 1772 hatte sich Goethe nach Weimar begeben, um sich beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht bekannter zu machen. Hier lernte er auf einem Frühlingsspaziergange nach Garbenheim den hannoverschen Gesandtschafts-Sekretär Joh. Friedr. Kestner kennen, gewann ihn lieb und trat bald in vertraute Freundschaft zu ihm. Derselbe, verlobt mit einer Tochter des Amtmanns Buss zu Weimar, führte seinen jungen Freund bald darauf auch bei seinem künftigen Schwiegervater ein, und hier lernte Goethe Charlotte, Kestners Braut, eine schlank Blondine mit blauen Augen und anmutiger Haltung, eine liebenswürdige, anspruchslose, heitere Natur, kennen und lieben. „Der neue Ankömmling,“ so erzählt Goethe von sich selbst, „völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon verjagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erproben konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingepfunden und gefesselt, und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in der Freundin. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirtschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Keigung die Poesie hergab. Durch reise Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taufrischen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ihnen ergötzliche Töne, und so nahm ein Tag den andern auf und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden.“ — Die hübsche Illustration hierzu, ein Werk R. Köglers, ist jener herrlichen Ausgabe von Goethes Werken, die wir während ihres Erscheinens wiederholt mit hoher Anerkennung und warmer Empfehlung begleitet haben, der Hallbergerschen (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig) Prachtausgabe, illustriert von ersten deutschen Künstlern, herausgegeben von Heinrich Dünker, entnommen und wird den Lesern, die jene schöne Edition noch nicht kennen sollten, einen Begriff von der wahrhaft künstlerischen Ausstattung derselben geben und — zu ihrer Anschaffung anregen. Im nächsten Monat (November) wird mit dem fünften Bande das großartige Unternehmen abgeschlossen und damit dem deutschen Publikum eine Weihnachtsgabe geboten werden, wie wir keine schönere und wertvollere kennen.

Die junge Zigeunerin (s. d. Illustr.). Der Maler dieses Bildes, einer nach Tanz und Spiel ausruhenden und offenen Auges vor sich hinträumenden jungen „Bohémionne“, G. Henry Schöninger, ist Deutscher von Geburt (geb. zu Frankfurt a. M. 1814), aber früh nach Paris übergesiedelt und hat dort sein bedeutendes Talent durchaus in französischem Geschmack und französischer Technik kultiviert. Vorzugsweise geschätzt sind von ihm reizende Frauengestalten, höchst brillant gemalt und eigenartig anziehend in der Auffassung. Zu den bekanntesten Bildern Schöningers aus dem letzten Jahrzehnt gehören: „Die guten Freunde“ — „Die Ungehörige“ (1879) — „Der Rauberschlag“ — „Die Doppelhaft“ (1880). Der Kaiser Napoleon III. erwarb von ihm „Die fünf Sinne“ an und dekorierte ihn (1866) mit dem Orden der Ehrenlegion.



Seit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit beschäftigt sich die Mode so ernsthaft und eingehend mit dem Artikel Rauchwaren, und so überreich und schön sind die großen Pelzwarenlager seit kurzem assortiert, daß auch wir einer Betrachtung dieses Artikels uns nicht entziehen können, um so weniger, als der Herbst allgemach recht rauhe Mienen anzunehmen beginnt.

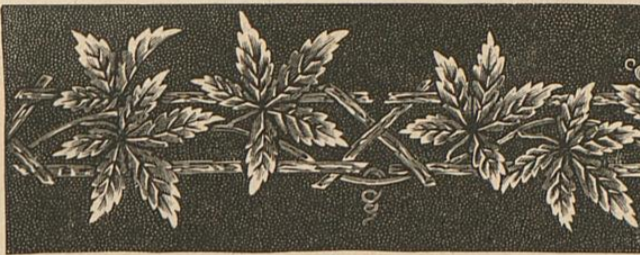
Was zunächst die Form, in der das Pelzwerk zur Verwendung gelangt, anbetrifft, so haben wir, gegen das Vorjahr, keine sonderliche Veränderung zu konstatieren. Unter den Mänteln hat der Burnus oder Radmantel sich hervorragende Berechtigung gewahrt; man möchte fast sagen, die einzige, wenn nicht doch hin und wieder der längere sackförmige Paletot oder der modernere Mantel in Douilletform sich ihm zur Seite stellte, sei es aus ökonomischen Gründen oder aus einer besonderen Liebhaberei der Trägerin. Der kurze Paletot dagegen, hinten anschießend, vorn lose, und der mantillenähnliche Umhang mit langen Echarpes vorn, haben unter den mit Pelzwerk auszustattenden Garderobestücken abermals feste Position gewonnen und sind als wärmende Hülsen den langen schwer lastenden Mänteln sogar vorzuziehen. Als Abendmäntel, zum Schutz der Toilette, behaupten die Radmäntel freilich den Vorzug; man hat sie neuerdings auch bequemer gestaltet, indem man sie vorn mit besonderen Einsätzen versehen, die das Hindurchgleiten der Hand und den Gebrauch der Muffe oder des Schirmes ermöglichen. In bezug auf das Pelzfutter für diese Mäntel bleibt die Mode ziemlich konservativ. Billig, dauerhaft und gut ist Hamster, besser Reh, petit gris und Hermelin, der sonst so hoch angesehene Schmuck. Durch überreiche Zufuhr und geringe Nachfrage, auch wohl durch modischen Einfluß ist er auf das Repertoire der Pelzfutter herabgerückt, behauptet jedoch, wenn von guter Qualität, einen immerhin noch recht ansehnlichen Preis. Ganz besonders beliebt aber, wenn auch etwas exklusiv im Aussehen und recht teuer, ist Zibethfelle und Genettfelle, dunkles, schwarzgraues, weiß gestreiftes Pelzwerk. Alle genannten Rauchwerke sind natürliche, d. h. ungefärbte. (Im Gegensatz zu früherem Brauch hat man überhaupt merklich Abstand genommen, die Felle zu färben oder gar Surrogate vornehmlich gangbarer Artikel in den Handel zu bringen.) Für Pelzbesätze, Muffen, kleine und große Kragen, Boas, die sich wieder einmal der Nachfrage erfreuen, kommen andere Pelzsorten zur Verwendung. Otter und Sealskin beginnen in den Hintergrund zu treten vor dem herrlichen Fell verschiedener Vögelgattungen, unter denen der „Kamtschatkaber“ dominiert. Ein Fell dieses ostasiatischen Küstenbewohners aber, verehrte Leserin, repräsentiert den Wert von etlichen tausend Mark; kein Wunder, wenn ein schmaler Rückenstreifen, der kaum zu Muffe und schmalem Kragen reicht, etwa auf 400 Mark zu stehen kommt! Damit ist der außerordentliche Rang, den dieses Rauchwerk zur Zeit vor der übrigen Ware einnimmt, genügend gekennzeichnet. Der exorbitante Preis soll durch den schwierigen und gefährlichen Fang der Tiere begründet sein. Amerikanischer, genauer Kanadischer- und Hudsonbiber, stehen tiefer im Preise und liefern gefahren, gerupft, abgeschattiert zusammengesetzt die hübschesten Besätze und Garnituren. Für junge Damen hat die Mode auch wiederum Chinilla und Opossum in Bereitschaft, beide sehr grazios als Besätze für Schiffschuhlauf-Kostüme. Überhaupt erfahren diese Kostüme eine sehr sorgfältige Behandlung und treten in zum Teil reizenden Formen auf: Tuchröcke mit reicher Verschmürung und Pelzbordüre am unteren Rande, Weste und Pelzjacke oder Paletot mit Pelzbesatz, oder brochierter Sammet für Rock und Jacke, dazu eine gestickte Lederweste und Pelzgarntur aus Nörz; ferner auch Kostüme nebst Konfektion aus fris- Stoff und Astrachanbesatz; Röcke nebst Überkleidern aus Tuch oder glattem Sammet mit Stunksbesatz — diese und ähnliche hatten bereits nur noch der schimmernden Eisfläche, um eigenen Glanz zu entfalten. Es muß übrigens hervorgehoben werden, daß auch „Stunks“ vor wie nach viel Beachtung erfährt. Durchaus mit Recht! Denn dieses Pelzwerk besitzt die liebenswürdige Eigenschaft, überall hinzupassen: es füllt sich im Glanz der guten Toilette, es nimmt in bescheidener Staffage gleiche Miene an; dabei ist es von vorzüglicher Dauer. Stunksmuffen und Besätze sind daher höchst empfehlenswert, zumal sie, wie man sieht, nicht so schnell dem modischen Wechsel unterzogen sind. Die Muffen (man dürfte von ihnen eigentlich nur im Diminutiv reden, und ihre Umschreibung wäre damit erledigt) sind wahrhaft winzig, Pelzfutter oder seidene Wattierung ihre ganze Ausstattung. Muffen von Stoff pflegen mit Pelzfutter und auf der Außenseite mit einem Nörz- oder Wardenkopf, einem Streifen gleichen Felles, im übrigen aber mit Schleifen, Quasten und dergl. ausgestattet zu werden. Gewöhnlich bilden sie die vervollständigende des Kostümes und lassen als solche sich hier nicht näher bestimmen.

Während die Stoffe für die Bezüge der Damenpelzmäntel der Mode unterworfen sind, beschränkt die letztere die Bezüge der Herrenpelze auf Tuch. Nur in dem Pelzfutter gewährt sie größeren Wechsel. Nörz, Gelmarder, Genettfelle, wilde Katzen stehen augenblicklich zur Auswahl nebst Kragen und Besätzen von Zobel, Biber und Kamtschatkaber. Für Wagen- und Meißbedeckungen haben die Märkte von Nishnef-Nowgorod und Moskau bedeutende Zufuhr an sibirischem Fuchs und Wolfsfell gehabt. (Bezugsquelle für Pelzwaren: C. A. Herpich Söhne, Berlin, Königinstr. 20.)

Neue Handarbeiten.

Eine durchaus originelle Arbeit ist es, von der wir heute unseren Leserinnen berichten! Dieselbe besteht im wesentlichen in einer geschickten und anmutigen Verbindung von Malerei und Metallfärberei, und ist von England aus bei uns eingeführt. Ihr Ursprung ist jedoch in weiterer Ferne zu suchen. Denn mit Sicherheit erkennt man aus einzelnen Motiven und deren Ausführung in bronzierten Farben, daß die beliebten Lackwaren Japans und Chinas mit ihrer originellen

Bronzemalerei, ferner die Sammet- und Seidentapeten mit Gold- und Metalldruck hier eine wirksame Anregung gegeben und zu einer vielseitig verwendbaren, sehr gefälligen Technik geführt haben. Sie benennen sich „Prismatische Bronzemalerei“ (Prismatine Bronze Painting); auf Grund der aus prismatischen Mineralen bereiteten Farben, ist sie den meisten der jetzt zu Stickerien verwendeten Stoffen, wie: Plüsch, kurzflurigem Sammet, Velvet, Satin, Tuch, selbst der Sammettapete dienlich und empfiehlt sich nicht nur durch den erzielten Effekt, sondern auch durch die Einfachheit und Schnelligkeit der keinerlei technische Schwierigkeiten bietenden Ausführung. Namentlich die Haupt-schwierigkeit malerischer Arbeit: das richtige Zeichnen, bleibt der ausführenden Hand erspart, denn wie bei den Stickerien erstet man im Handel die in Konturenzeffens bereits vorgezeichneten Stoffe für die betreffenden Zwecke und hat dann nur die Dessinfiguren innerhalb der Umrisse mit Farbe auszufüllen, resp. zu schattieren. Hierbei den richtigen Effekt herauszubringen, erfordert allerdings einiges Nachdenken. Zu berücksichtigen bleibt namentlich dabei, daß die dunkleren Töne, die Schatten, durch einen leichteren Farbenauftrag, auch durch verdünnte Farbe, die helleren glanzvolleren Partien durch stärkeres Auflegen dickerer Substanz bewirkt wird. Letzteres ist durchaus dem eigenen Belieben anheimzugeben, da die Farben im trockenen Zustande sich befinden und mit flüssiger Malerfarbe „Medium“ gemischt werden. Zum Verdünnen dieser Farbmischung dient eine Terpentinlösung, gleichzeitig auch zum Reinigen der Pinsel, sowie zum Entfernen etwaiger Flecken. Vorjensepinsel und Zobel- oder Wardenpinsel eignen sich zum Malen auf Sammet, Tuch und zarten Stoffen; Pinsel aus Kamelhaaren werden zumeist für die flach gepressten (gespannten) Plüsch- und Sammete gebraucht, denn auch diese hat man der Malerei unterzogen, indem man hierbei hauptsächlich Imitation des Metalldruckes der Tapete im Auge hatte (siehe Abb. 1). Die Wirkung muß als eine



1.

blendende konstatiert werden, denn die metallenen schillernden Farben nehmen sich auf den vertieften, durch Heißdruck geglätteten Flächen dunklen Plüsches oder Sammets vortrefflich aus. Mit Abb. 2 ist eine Malerei, für einen Denshirm bestimmt, im verkleinerten Maßstabe wiedergegeben. Das Original ist auf grünem Sammet gemalt, die Konturen des Dessins, die Ader einzelner Blätter kann man mit feiner Metallschur und Metallfäden übersäen, wodurch eine erhöhte Wirkung erzielt wird. Ob dieses geühen soll oder nicht, hängt vom eigenen Geschmack ab. Ist die Malerei ausdrucksvoll zur Gel-



2.

teung gebracht durch Schatten und Licht, gebrochene und reine Farbentöne, so mag sie der Stickerie entraten. Die englische Firma hat übrigens die Dessins so registriert, daß man eine beliebige Auswahl für eine oder die andere Art treffen kann. In dem Engros-Verlag von P. Lindhorst, Berlin SW., Kürassierstr. 14, der die mit Farben, Pinseln und flüssigen Substanzen gefüllten Malkästen vorrätig hat, gibt ein Dessinbuch den besten Anhalt. Sämtliche im Handel vorhandene Dessins sind in 1/4 Originalgröße darin enthalten und ist das Repertoire ein recht umfangreiches: Krissen, Decken, Lampenteller, Kamin- und Denshirme, Bordüren, Necessaires, Sagens, Toilettenkissen, Pompadours, Thee- und Kaffeewärmer, vierteilige Schirme (paravent) u. s. w. finden darin Berücksichtigung. Zudem ist jedem Dessin für die Ausführung eine kurze Anweisung beigegeben. Die Malkästen sind in einfacherer und reicherer Ausstattung von 8—14 Farben, verschiedenen Pinseln, hellem oder hellem und dunklem Medium vorhanden und demgemäß auch im Preise verschieden bemessen.

Feine Küche.

Kraftsuppe à la Clermont. Von 2 Kilo in dünne Scheiben geschnittenem Ochsenfleisch ohne Knochen und Fett, einem alten Hühner, 1/2 Kilo Hammelfleisch, 1/2 Kilo Kalbfleisch kocht man nach früherer Vorschrift 4 Liter kräftige Suppe; man setzt das Fleisch schon ganz früh mit gekochtem, doch wieder erkaltem Wasser an, schäumt sorgfältig ab, fügt dann Suppenkräuter, etwas Porree, Sellerie, 1 Chalotte, 1 Möhre, etwas Macisblüte und das nötige Salz hinzu, schließt den Topf (Dampfstopf) und kocht die Brühe ganz langsam 4—5 Stunden. Etwa 1 Stunde vor dem Anrichten schält man 18—20 kleine weiße Zwiebeln, schneidet sie in messerrücken-dünne Scheiben, taucht die Scheiben in feines Mehl und bädt sie in Butter hellgelb, legt sie dann zum Abtropfen auf Brotkrümle — diese können zu Farce oder Fritandellen gebraucht werden — hierauf in die Suppendale. Die Brühe wird durchgeseiht und, nachdem man nach dem Salze schmeckt, über die Zwiebeln gegossen. Kleine runde, goldbraun geröstete Mark-Croutons gibt man zu der Suppe.

Auflern-Frikassee. Man blanchirt dazu 4 Stücke Kalbsmilch, dämpft sie in etwas guter Geflügel- oder Kalbsfleischbrühe, der man 25 Gramm Butter, ein Stückchen Chalotte, Macisblüte, 2 weiße Pfefferkörner und Salz

zulegte, halb gar, nimmt sie aus der Sauce und schneidet jedes Stück in 4—6 Teile; zu der Brühe gibt man die ganz dünn abgeschälte Schale und Scheiben einer halben Citrone, entfernt aber die Kerne und die weiße Schale, fügt 1/2 Liter Weißwein und 2 Eßlöffel voll (45 Gramm) weiße Semmelkrumen hinzu und kocht sie sämig ein, streicht sie durch ein Sieb, bringt sie nochmals zum Kochen, legt die Kalbsmilch hinein, läßt sie 12 Minuten darin ziehen und trüffelt dabei etwas Madeira darüber. Unterdessen nimmt man 18—24 Küstern aus den Schalen, legt sie ebenfalls in die Sauce, die nicht mehr kochen darf, zieht das Ganze nach 2—3 Minuten mit 3—4 Eigelben ab, rührt das Frikassee auf ovaler Schüssel an und legt rings herum Blätterteig-Schmitte (Fleurons).

Bombe von Weißtraut. Hierzu benützt man eigens dafür bestimmte halbrunde Formen aus Kupfer oder Zinn, diese werden mit dünnen Speckplatten ausgelegt. Von 2 großen Krautköpfen entfernt man die äußeren Blätter, schneidet sie zur Hälfte durch, nimmt die Strünke heraus, legt das Kraut in siedendes Wasser, läßt es 10 Minuten kochen, hebt es auf einen Durchschlag, übergießt es mit kaltem Wasser, läßt es abtropfen und dämpft es dann in Fleischbrühe halb gar. Während der Zeit brät man 3 Rebhühner, nachdem man sie mit Salz bestreut, in Butter gar und zerlegt sie in Viertel, auch bereitet man eine feine Kalbsfleischfarce. In die mit Speckplatten ausgelegte Form legt man eine fingerdicke Schicht Krautblätter, darauf eine Schicht Farce, hierauf die Rebhühnerviertel, bedeckt diese mit Kalbsblättern, legt Butterflädchen darauf, überstreicht sie mit Farce, trüffelt etwas Jäs darüber, legt die Bombe in das Marienbad, läßt sie langsam 1/2 Stunde kochen, stürzt sie dann auf eine Schüssel, entfernt die Speckplatten, überdeckt sie mit Glace und legt rings um die Bombe kleine Fritandellen von der Farce, Markt und Nierenstücke. Den Fond der Rebhühner verlost man mit etwas kräftiger Fleischbrühe, Madeira und braunem Mehl, fügt etwas Fleischertraut hinzu und richtet die Sauce neben der Bombe an. Auch in einer Braise kann man die Rebhühner gar dämpfen.

Kalbsfleisch-Farce. 100 Gramm Butter rührt man mit 75 Gramm in Milch gewaschener, fest ausgedrückter Semmelkrumen ganz weiß, fügt 50 Gramm trockene Semmelkrumen, 1 fein geschnittene, in Butter geschwitzte Chalotte, etwas Salz, 1 Prise weißen Pfeffer, etwas abgeriebene Zitronenschale, Muskatnuß, 1/2 Kilo feingehacktes entleertes Kalbsfleisch, 125 Gramm mageres gehacktes Schweinefleisch und 5 Eier hinzu, und verührt alles gut.

Soufflet von Wild mit Trüffel. Man kann zu jeder feiner Schüssel die beschädigte (angeshossene) Keule oder den Rücken eines Firschtalbes oder Rehes verwenden. 12—16 Trüffeln werden gut gewaschen, gepulvt und gereinigt, dann mit Rotwein oder Madeira kurz eingedämpft. Von dem besten Wildfleisch schneidet man 12—16 kleine runde Scheiben, klopft sie leicht, legt sie nebeneinander in eine Sautierpfanne und übergießt sie mit harter heißer Butter, streut etwas Salz darüber und stellt sie vorläufig zur Seite. Das übrige von dem Wilde kocht man eben bedeckt, mit Wasser oder Fleischbrühe, unter Hinzufügung von 2—3 Zwiebeln, 1 Lorbeerblatt, Wurzelwerk, etwas Zitronenschale, 1 kleinen Eßlöffel voll Butter, Salz, Gewürz und 1 Wachholderbeere recht weich und stellt das Fleisch kalt; die Brühe streicht man durch ein Haarsieb und entfettet sie recht sorgfältig. Das Fleisch wird, sobald es erkaltete, von den Knochen gelöst, dabei Haut und Sehnen entfernt, dann mit den Trüffelabfällen fein gehackt. Unterdessen kocht man 1/4 Liter von der Brühe mit 1 Theelöffel voll Fleischertraut und der Trüffelbrühe zur Hälfte ein, verührt das gehackte Fleisch, sowie 2 Eßlöffel voll Semmelkrumen gut damit, streicht die Masse durch ein Sieb, rührt nun noch 9—10 Eigelbe durch das Püree und zieht dann noch den steifen Schnee der Eiweiße hindurch. Eine gut gebutterte glatte Form belegt man am Boden mit einer genau passenden, ebenfalls gebutterten Papierchipse, gibt die Masse darauf, doch muß am Rande ein Raum für freie bleiben, die Form schließt man gut und kocht das Soufflet im Wasserbad 1 Stunde. Kurz vor dem Anrichten taunert man die Wildschmitte, stürzt das Soufflet auf eine erwärmte Schüssel und legt die Trüffeln abwechselnd mit den Wildschmitten rings um dasselbe. Die übrige Brühe, zu der man 1 Theelöffel voll Fleischertraut, 1 Glas Madeira und etwas in Butter braun geschwitztes Mehl hinzugesetzt, kochte man schon während dieser Zeit kurz ein und gibt sie nun in einer Saucenschüssel zu dem Soufflet.

NB. Statt das verschiedene Gewürz, Wurzelwerk u. s. w. erst lange auszufochen, sind die Gewürzextrakte von Dr. Raumann sehr zu empfehlen. Geröstete Lachs-Schmitte. 3—4 Kilo Lachs (Salin), das Mittelstück, wird geschuppt, gewaschen und in 2 Cent. dicke Scheiben zerlegt, worauf man diese mit einem Leinentuche abtrocknet, mit Salz, Pfeffer, Muskatnuß, gehackter Petersilie bestreut und mit feinem Olivenöl und Zitronensaft besprengt, dann stellt man die Schmitte 1 Stunde zur Seite. Nach dieser Zeit werden die Schmitte wieder abgetrocknet, in feines Prozenzeröl getaucht und nun auf einem heißen Rost auf beiden Seiten gar gebraten. Beim Anrichten bestreut man die Schmitte mit gehackter Petersilie, betrüffelt sie mit Zitronensaft und legt auf jede Schmitte ein Stückchen frische oder kräuterbutter. Eine Kapern-Sauce und im Herbst eine Tomaten-Sauce gibt man zu den Lachs-Schmitten und auch eine Sauce tartaro ist gut dazu. Auch in einer sehr heißen Pfanne kann man den Lachs ebenfalls rösten, doch wird er auf dem Roste feiner.

Schwarzwurzeln mit Käse. Die Schwarzwurzeln werden sauber gewaschen und jede einzelne danach in Mehlwasser gelegt, dann werden sie noch 2mal in Mehlwasser gewaschen und hierauf in Mehlwasser, dem man Salz, etwas Butter und Zitronensaft zulegte, gar gekocht. In einer Kasserolle läßt man Butter recht heiß werden, gießt die Schwarzwurzeln recht rasch, da die Wurzeln bekanntlich nie trocken liegen dürfen, auf einen Durchschlag, schüttelt sie etwas und gießt sie in die Kasserolle, streut geriebenen Parmesan-Käse und 1 Prise weißen Pfeffer darüber und schwenkt die Wurzeln so lange über dem Feuer, bis der Käse zergegangen ist. Beim Anrichten trüffelt man braune Butter über die Schwarzwurzeln und legt Semmel-Croutons rings um dieselben. Statt der Semmel-Croutons kann man auch Bouletten ein miriton um das Gemüse legen.

Bouletten. Zur Hälfte rohes Rindfleisch, zur Hälfte übriggebliebenes gebratenes oder gekochtes Fleisch wird nach Entfernung aller Sehnen mit 2—3 in Butter hellgeschwitzten Chalotten ganz fein gewiegt. Auf 500 Gramm Fleisch rechnet man 3 Milchbröte, diese weicht man ein, drückt sie wieder aus, gibt sie mit etwas Butter in eine Kasserolle und rührt sie auf schwachem Feuer so lange, bis sich die Masse von der Kasserolle ablöst, mischt nun das Fleisch, Salz, Muskatnuß, etwas Sardellenbutter und nach und nach 5 Eier dazu, formt kleine Kugeln aus der Masse, drückt sie glatt, wendet sie in Paniermehl um und bädt sie in Butter goldbraun.

Gefüllte Kalbssteule (englisch). Eine recht große Kalbssteule läßt man 4—5 Tage, möglichst in dem Fell, hängen. Die Keule enthäutet man beim Gebrauche, löst dann vorsichtig auf der unteren Seite die Knochen aus, füllt die dadurch entstandene Öffnung mit einer feinen Kalbsfleischfarce, unter die man Trüffeln mischt, näht die Öffnung zu, spitzt die obere Seite der Keule dicht und zierlich, umbindet sie mit einem gebutterten, mit Salz bestreuten Papier und brät sie am Spieß (Cohn'sche Spießbratpfanne) unter fleißigem Begießen mit heißer Butter 1 1/2—1 3/4 Stunden. Kurz vor dem Anrichten entfernt man das Papier und läßt die Keule eine goldbraune Farbe annehmen. Die durchgeseigte Sauce wird mit 3—4 Eßlöffeln voll süßem Rahm verührt und erforderlichen Falls mit etwas Meismehl sämig gemacht.

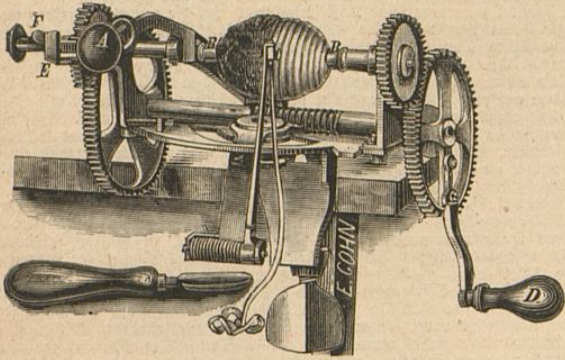
Maronen-Kompot. 375 Gramm Zucker kocht man in 1/2 Liter Wasser auf, schäumt sorgfältig, fügt 1 Stunde in kleine Stücke geschnittene Vanille hinzu und kocht dies noch 10 Minuten. Schon vorher brüht und schält man 70—75 große schöne Maronen, wirft sie nochmals in siedendes Wasser, nimmt sie dann mit einem Schämmer heraus, entfernt mit einem Luche auch die zweite Haut und legt die Maronen 10—15 Minuten in kaltes Wasser. Auf einem Luche läßt man sie abtropfen, legt sie nun in eine Sautierpfanne, gießt den Zucker darüber und läßt die Maronen im Dfen weich dämpfen. Nachdem sie abkühlen, legt man sie zierlich in Kristall-Schüsseln und seigt die Sauce darüber.

Spanischer Auflauf. Ein 3—4 Tage altes, lauges Milchbrot schneidet man in große Würfel, doch entfernt man vorher die Rinde, und übergießt die Semmelwürfel mit so viel Malaga oder Muskatwein, als sie aufnehmen. 100 Gramm landierte Orangenschalen, 100 Gramm Succade, 75 Gramm Citronat, 125 Gramm Schenkel schneidet man in kleine Stücke; rührt 125 Gramm Butter zu Schaum, fügt 250 Gramm Zucker und das Geschchnittene, ohne die Brotwürfel, hinzu und vermischt alles gut. Eine Form (Porzellan) buttert man gut und streut sie mit Zwiebelkrumen aus, auf den Boden der Form gibt man von der Farce, legt darauf von den Semmelwürfeln, legt mit einem Theelöffel feines Fruchtgelee darauf und streut zerbrockelte Makronen darüber. Dies wiederholt man so lange, bis alles verbraucht ist, verquirlt 5—6 Eier mit 1/2 Liter Rahm, gießt dies über die Masse und bädt den Auflauf im nicht zu heißen Ofen 1 Stunde. Statt des Rahms kann man auch gute Milch, die man mit 30 Gramm in Meizena umgewandelter ganz frischer Butter aufkocht, kalt werden ließ und dann mit den Eiern verquirlt, nehmen.

Flammerie von Buchweizen. 950 Gramm Buchweizengrühe wird gut verlesen und mit lauwarmem Wasser angerührt; auf 200 Gramm Zucker reibt man die Schale einer Apfelsine ab, schabt mit einem Messer den Apfelsinenzug ab und stellt ihn, fest zugebekt, zur Seite. Den übrigen Zucker, 100 Gramm feingehackte bittere Mandeln, etwas Zimmt, 1 Prise Salz und 1 1/2 Liter Milch bringt man langsam zum Kochen, rührt die Grühe dann hinein und kocht dies, auf gelindem Feuer, unter fortwährendem Rühren gar und zu einem steifen Brei, legiert diesen mit 4 Eigelben, welche man mit 4 Eßlöffeln voll saurem Rahm verquirlt, nimmt nun die Masse vom Feuer und zieht den steifen Schnee von 6 Eiweißen, sowie den Apfelsinenzug hindurch, worauf man die Masse in 2 mit kaltem Wasser ausgepülte Formen gießt. Der Flammerie ist am Tage zuvor zu machen. Gestürzt garniert man den Flammerie mit Rahmschaum, den man mit Maraschino oder feinem Rum würzt. Auch eine Rahmauce mit Maraschino oder Rumgeschmack kann dazu gegeben werden. Die Flammerie-Schüssel garniert man mit verschiedenfarbigem Wind-Konfekt.

Wirtschaftsplaudereien.

Neue Universal-Schälmaschine zum Schälen von Kartoffeln, Äpfeln, Birnen, Rettigen, Citronen u. s. w. (D. R. P. angemeldet.) Die in unseren Haushaltungen zur Verwendung gekommenen Schälmaschinen dienen fast ausschließlich zum Schälen von Äpfeln und leisten selbst hier Unvollständiges, sobald es sich nicht um eine in der äußeren Form runde und ganz tadellose Frucht handelt. — Zum Schälen der Kartoffeln benutzte man bisher große blecherne Trommeln, die mit Reibblechen versehen, die Kartoffeln nicht schälen, sondern deren Schalen abreiben und diese Arbeit auch ziemlich mangelhaft bewirken, während Umfang und Preis sie nur für öffentliche Institute, wie Kasernen, Krankenhäuser u. s. w., nicht aber für das Hausweib geeignet macht. — Ein Schälapparat wie die hier skizzierte „Neue Universal-Schälmaschine“, also ein Apparat, der außer dem Schälblech auch Kartoffeln, Rettige, Citronen u. s. w. schält, ist in unseren Haushal-



tungen noch nicht vorhanden und wird in denselben um so mehr erwünscht und willkommen sein. Die Arbeit des Kartoffelschälens wird mittelst der Maschine schnell und sauber besorgt, auch vermag man mit der Hand bei weitem nicht so dünn, wie mit diesem Apparat zu schälen, und erzielt auch hierdurch, insbesondere in größeren Haushaltungen, eine nicht unerhebliche Ersparnis. Das Äußere der geschälten Früchte präsentiert sich auch appetitlicher als bei der Bearbeitung mit der Hand, dieselben werden nicht wie bei den älteren Schälmaschinen aufgespießt oder beschädigt, sondern sie bleiben in der Form ganz unverändert und ihr Aussehen ist in ähnlicher Weise ein gefälliges, wie Früchte, Kartoffeln u. s. w., welche mit dem Buntschälmesser bearbeitet sind. Die Handhabung dieses ebenso empfehlenswerten wie nützlichen Apparates ist eine durchaus einfache und bequeme, der Preis dafür 20 Mark, einschließl. eines Reservemeßers, das man mit Leichtigkeit einsetzen oder herausnehmen kann. — Vorrätig ist die neue Universal-Schälmaschine in dem Magazin für hauswirtschaftliche Einrichtung von E. Cohn, Königl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88. — Gebrauchsanweisung wird jedem Exemplar beigegeben.



Geruchloses Petroleum-Heizung für elegante Wohnräume. Ein geschmackvoll und reich modellierter gußeiserner Tadel dient zur Aufnahme des Erdöl-Ölflusses, das aus gran emailliertem Eisenblech hergestellt und von einer Rinne umgeben ist; die letztere wird, wenn man die Flamme angezündet, mit kaltem Wasser versehen, um das Petroleum kühl zu erhalten und so jeder Entzündung von Petroleumgeruch vorzubeugen. Eine Platte mit zwei Flachbrennern schließt das Bassin; die doppelten gezahnten Radwalzen der Brenner schieben den emporgeschraubten Docht stets gleichmäßig gerade und zählen zu den besten derartigen Vorrichtungen. Der Mantel des Apparates ist gleichfalls aus emailliertem Blech urnenförmig hergestellt und oben wie unten mit gußeisernen dekorativen Rändern eingefasst. Die Füße des Obertheils ruhen auf den Fußzapfen des Untertheils und geben der ganzen Zusammenstellung Festigkeit. Der Mantel konzentriert die Wärme, und die in demselben angebrachte kleine Scheibe läßt den Stand der Flamme erkennen. Der Apparat kann zum Kochen und Wärmen benutzt werden; im ersteren Falle nimmt man aus der oben liegenden Platte den größeren inneren Ring, wie bei jeder Kochherdplatte, heraus und hängt das Geschirr ein; im letzteren Falle stellt man den Topf auf die Platte. Ein

tiefer liegender Koff dient zum Schnellkochen für kleinere Gefäße. Die ganze Vorrichtung ist in ihrer Ausstattung durchaus salonsfähig und man kann den empfehlenswerten Apparat entweder mit fein bronzierten Gußeilen (Preis 15 Mark) oder mit elegant vernickelten Eisenteilen (Preis 20 Mark) aus dem Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leipzigerstraße 88, beziehen.

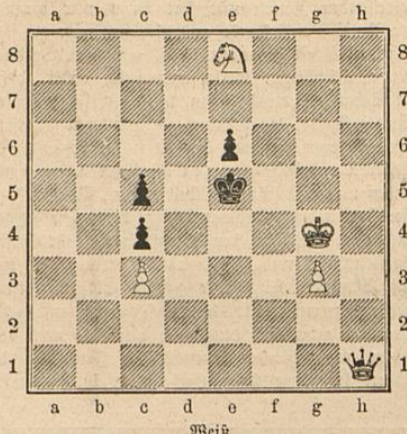
Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 139 Seite 320.

1. S b 2 — d 1. Schwarz.
1. d 5 — d 4 oder f 5 — f 4. Weiß.
2. T d 2 — e 2 oder T f 2 — e 2 matt.
- A. Weiß.
1. S d 6 oder S f 6 zieht. Schwarz.
2. L e 6 n. f 5 oder n. d 5 matt.
- B. Weiß.
1. L e 7 — d 8 oder — f 8. Schwarz.
2. S e 8 n. d 6 oder n. f 6 matt.

Aufgabe Nr. 141.

Von Frau Elise Laviter in Zürich. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Rebus.



Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 37.

Man soll aus fünfzehn gleich großen Streichhölzern fünf Vierecke machen, die an einander anstoßend eine einzige Figur bilden, und alsdann drei Streichhölzer so entfernen, daß drei vollständige Vierecke übrig bleiben.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 36 Seite 336.

1. Gurte, gurte.
2. Nachteule, Nachtheile.
3. Zufall, zu Fall.

Auflösung des Nebus Seite 336.

Ueberrichtig, aufrichtig, macht Frauen tüchtig.

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. A. D. in L. Eine filzierte Unterjude für Herren brachte Abb. Nr. 20 auf Seite 21 des Jahrg. 1877. — **Conrad.** Der Victoria-Bazar im Letzthaus, Berlin SW., Königgräberstraße 90, übernimmt den Verkauf von Handarbeiten, verlangt jedoch von den Einlieferenden Angabe der gewünschten Preise. — **M. K. in M.** Beim Eintreffen Ihres Schreibens sind die nächsten 2 Nummern immer schon in der Presse, können also Antwort auf Ihre Anfragen nicht enthalten. Wenden Sie sich an die Metallschablonenfabrik von E. W. Hehl, Berlin C., Alte Jakobstr. 76. — **Alte Hausfrau.** Senden Sie uns die Musterarten ein. — **M. Niga.** Nähere Auskunft über den Handweb-Apparat von Fr. C. Bernide können wir nicht erteilen, werden indeß in Bälde die Ausführung dieser Arbeitsart beschreiben können. — **Abonnetin in Frd.** Material zur Herstellung künstlicher Blumen hält die Fabrik von Blumen-Vestandteilen von Neger, Arnous Nachf., Berlin, Mohrenstr. 42-44, vorrätig. — **Junge Schweizerin.** Wählen Sie dunkelrot in zwei Stoffarten oder zu größerer Gesellschaft dunkelrot mit saumon zusammengestellt. — **Manger.** Der gute Ton. (Verlag von Frz. Ebhardt, Berlin.) — **Marie A. in S. b. W.** Natürlich eine Handarbeit. — **L. G. in B.** Da man Uhr und Lorquette zwischen die Knöpfe der Taille einzuschieben pflegt, so können wir Ihnen Wunsch nicht erfüllen, geben Ihnen aber anheim, aus Seide in der Farbe der Taille einen runden Teil zu häkeln und ihn als „Täschchen“ unterhalb der Taillelinie an der linken Seite aufzuhängen.

Haushalt und Küche. Fr. D. in K. Seit Jahren mühen sich die Fachleute, einen Apparat zu konstruieren, mit dem man im Hande ist, Knopflocher sauber und schnell zu benähen. Zwar gab es bisher schon Knopfloch-Nähmaschinen, dieselben waren jedoch für die Familie von zweifelhaftem Wert, da sie, ihrer Konstruktion wegen, nicht zugleich als gewöhnliche Nähmaschine benutzt werden konnten. Den Herren Seibel und Raumann in Leipzig ist es jetzt gelungen, ihre „Universal-Nähmaschine“ so zu konstruieren, daß dieselbe durch Anbringung eines praktischen und sehr einfachen Apparates sowohl als Knopflochmaschine, wie als gewöhnliche Nähmaschine zu gebrauchen ist. Die auf dieser Maschine genähten Knopflocher in Leinwand, Stoff und Tuch lassen an Sauberkeit nichts zu wünschen übrig; selbst der Nadel ist fix und fertig und braucht nur am Ende noch verknüpft zu werden.

Verschiedenes. A. N., Berlin. Nicht verwendbar. — **Frau G. W., Brunn.** Wenn Sie der Rheinregion den Vorzug geben betreiben Ihres Mühdels, so empfehlen wir Ihnen das Victoria-Bureau in Köln, dessen Vorsteherin, Frau Prof. Lina Sauerber, in Folge ihres pädagogischen Strebens sich der huldvollen Protektion der Frau Kronprinzessin zu erfreuen hat. — **Hartberg.** Luise von Francois lebt in Weibensfeld, Provinz Sachsen. — **Alma in Budapest.** — **L. G. in Berlin.** Nicht geeignet. — **Alte Abonnetin, Berlin.** (Postkarte v. 12/10. 84.) Wir eruchen um Angabe Ihrer Adresse. — **Abonnetin in Frischwg.** Strickmaschinen eignen sich in der Regel nicht für Familiengebrauch. Indessen gilt auch hier das alte Wort: Probieren geht über Studieren. Bezugsquellen finden Sie im Annoncentheil des „Bazar“.

Antworten. Das Anfertigen von Papierblumen lehren folgende Damen, welche uns ihre Adressen eingeschickt haben: Frau Hauffe, Berlin SW., 1. Barutherstr., Zgl. Elisabeth Pießch, Dresden, 62. Ammonstr., II. Etage (schon in 10 Stunden), die Schwestern Züblin, Mädchen-Pensionat, Burgdorf, Ranton Bern (Schweiz).

Anfragen. M. S., Bukarest wünscht zu wissen, wie man das Holz für Holzmalerei präpariert und wo man dasselbe nebst Anleitung zum Malen erhalten kann? Ges. Auskunft veröffentlichen wir gern an dieser Stelle. — **Regine W. in B.** fragt an, ob und wo eine Briefmarken-Zeitung erscheint?

Singhalesen-Polka.

Wilhelm Pfeiffer.

Einleitung. Polka. Schluss.

Tanzweise der Singhalesen. Trio. Mit Pedal.

Wiederholung der Einleitung und Polka bis zum Schluss.